



ADOLF SCHAHL

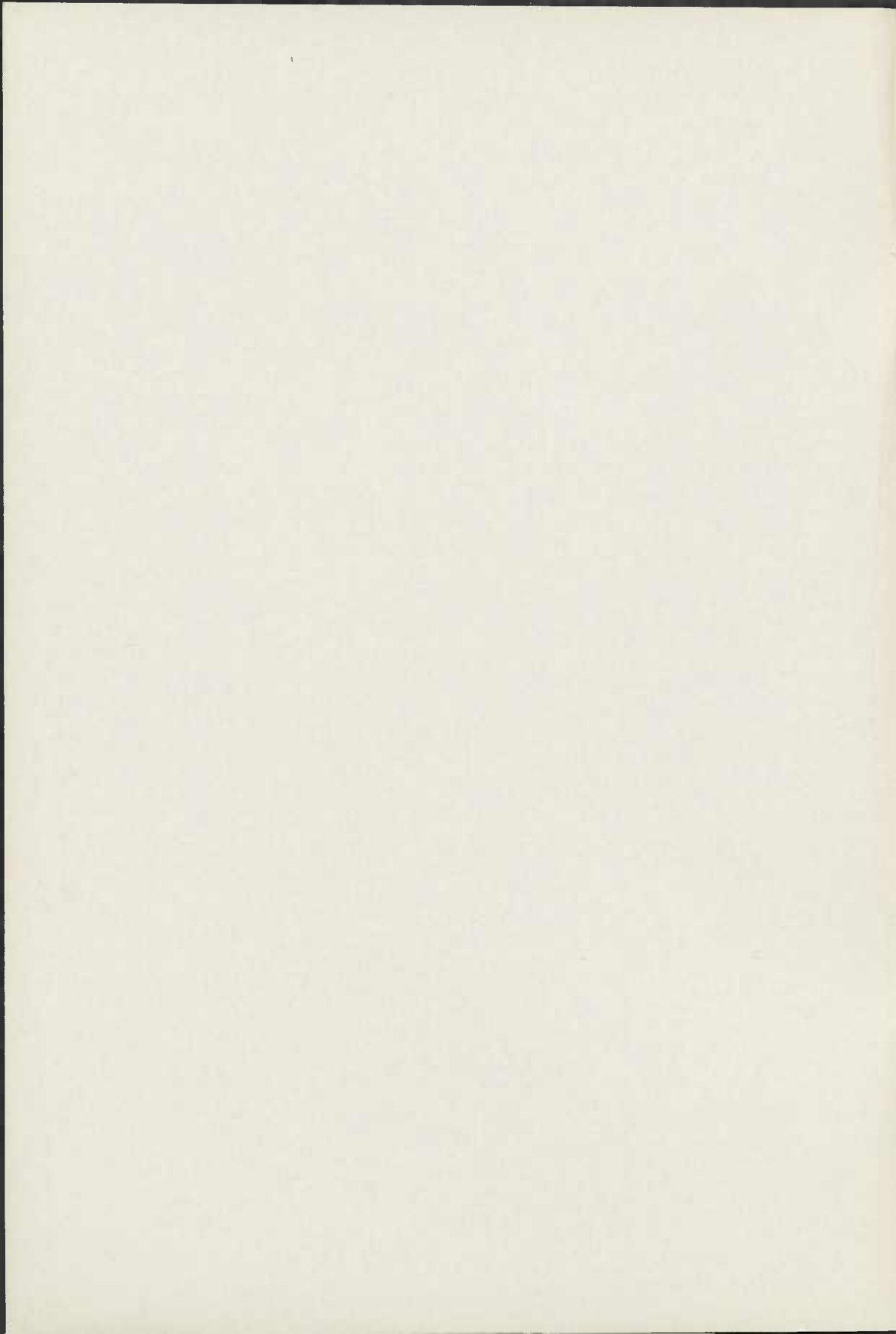
Die Johanniskirche in Brackenheim

Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 1/2, Jahrgang 1981

Herausgeber
Zabergäuverein, Sitz Güglingen



Die Johanniskirche in Brackenheim¹⁾

von Adolf Schahl

1969 war der Turm der Johanniskirche einsturzgefährdet, das Langhaus baufällig. Überlegungen tauchten auf, ob es zu verantworten sei, die Kirche wegen der zu erwartenden hohen Kosten wiederherzustellen. Daß man sich dazu dennoch entschloß, zeigt, wie sehr sich die Gemeinde mit ihr verbunden weiß. Dieses Wissen greift tief. Es umfaßt die Erinnerung an viele Jahrhunderte Gemeindegeschichte, die sich im Bau denkmalhaft verkörpert, und in dieser Erinnerung zugleich das Gefühl dafür, daß jede Zeit unmittelbar zur Ewigkeit ist und diese sich in allem Zeitlichen, sei es in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft bezeugt. Manches Andere wirkt mit an dem eigentümlichen Zauber, den die Johanniskirche ausübt. Dazu gehört die Schönheit der Lage vor der Stadt über dem linken Hochufer der Zaber, vor allem aber der Umstand, daß sie sich als „Totenkirche“ im Friedhof erhebt, umgeben von den Grabsteinen und Grabmalen der Alt- und Neubrackenheimer Familien. Wer sie betritt, wird ergriffen vom strengen Gang der in übertragende Oberwände gebundenen Säulen und Pfeiler des halbdunkeln Langhauses und von dem lichten, in figurenreichen Bildern lebendigen Chor. Hinzu kommen alte Reliefs rätselhaften Inhaltes und wiederum Grabsteine und Grabmale. Spätromanik, Früh- und Spätgotik, Renaissance haben dem Bau und der Ausstattung die wichtigsten Züge aufgeprägt. Die Außenerneuerung von 1974/75 und die Innenerneuerung von 1978/79 möchte man als die letzte, große Bauperiode bezeichnen, in der sich unsere alte Zeit ihr Denkmal setzte.

Die kirchengeschichtlichen Voraussetzungen²⁾

Die Johanniskirche ist die ursprüngliche Pfarrkirche von Brackenheim, trat jedoch diese Stellung um 1510 an die Jakobuskirche in der Stadt ab. Ihre Erhaltung in nachreformatorischer Zeit verdankt sie dem Umstand, daß sie im Friedhof liegt und daß in ihr gepredigt wurde. Denn Herzog Christoph ließ ab 1555 alle Feldkirchen abbrechen, für welche dies nicht zutraf. Die Johanniskirche gehört aber der Gattung dieser Feldkirchen an, die frei in der Markung liegen, also keine Flecken- oder Stadtkirchen sind. Weshalb dies so ist, wissen wir nicht. Man dachte schon daran, daß sie bei einer abgegangenen Siedlung liegt, doch weisen hierauf keine Flurnamen, wie sie andernorts in einem solchen Fall nachzuweisen sind. Nun sind aber solche Feldkirchen sehr viel häufiger, als im allgemeinen angenommen wird. Dies ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß im Zeitalter der Missionierung und Christianisierung Kirchen zwischen die Gehöftgruppen gesetzt wurden. Dies konnte, im Sinne einer klugen Ablösungspolitik, auch am Ort eines heidni-

schen Heiligtums geschehen oder deshalb, weil einst römischer Boden dem König gehörte. Hierfür gibt es einige Beispiele. Man hat unsere Kirche auch schon mit gutem Grund als eine der Meimsheimer Martinskirche zugeordnete Taufkirche angesprochen, was nicht ausschließt, daß sie sich am Ort einer vorchristlichen Kultstätte erhoben haben könnte. Auch daran ist in diesem Zusammenhang zu erinnern, daß dem Johannistag als dem Tag der Sommersonnenwende eine besondere Bedeutung zukam. Johannes der Täufer hat im Volksglauben seinen Platz meist in Verbindung mit seinem Tag, an den sich viele Vorstellungen knüpfen, die als Ablösung und Umdeutung heidnischer Bräuche zu erkennen sind.

Wenn diese Überlegungen an die Lage der Kirche anknüpfen, so führt uns der Bau selbst in andere geschichtliche Zusammenhänge, die greifbarer sind. Die Johanniskirche war die Grablege der Herren von Magenheim. Egeno, † 10. 10. 1363, und Erkingen, † 18. 12. 1365, wurden im Chor beigesetzt. Der Kirchensatz sowie alle Lehen, die sie vom Bischof von Worms besaßen, werden von diesem am 17. 5. 1366 und am 23. 11. 1366 anderweitig vergeben. Am 27. 12. 1367 aber begeben sich die Brüder Wilhelm, Ulrich, Friedrich und Heinrich von Magenheim ihrer Burg Magenheim, der halben Stadt Brackenheim – die andere Hälfte war schon seit 1321 württembergisch – dazu des Kirchensatzes und des halben Ortes Clebronn mit allen Rechten gegenüber Graf Eberhard I. von Württemberg. Für uns ist hieran nur wichtig, daß die Magenheimer den Kirchensatz als Wormser Lehen bis 1366/67 innehatten. Sie sind als die Kirch- und die Bauherren der heute noch stehenden Kirche anzusehen und dies sowohl hinsichtlich des spätromanischen Langhauses als auch des frühgotischen Chors.

Der spätgotische Umbau hängt mit der Herrschaft Württemberg insofern zusammen, als diese, wie es scheint in einer Art „landeskirchlicher Tendenz“, die Abspaltung des Dekanats Brackenheim vom Dekanat Schwaigern erreichte und die Johanniskirche der Universität Tübingen zu deren Ausstattung inkorporieren ließ. Dies geschah durch die Bulle des Papstes Sixtus IV. vom 13. 11. 1476 und den Schenkungsbrief vom 17. 1. 1486. Pfarrer Joh. Vergenhans oder Naclerus wurde als 1. Rektor der Universität übernommen. Der 1. Syndikus der Universität, Joh. Haan, liegt hier begraben; sein Grabstein ist erhalten.

Zu den kirchengeschichtlichen Voraussetzungen, die für das Verständnis der Baugeschichte wichtig sind, gehören schließlich die drei an der Johanniskirche bestehenden Altarpründen, nämlich die Pfarrpründe mit dem Altar St. Johannes, die Pründe Unserer Lieben Frau und die Heilignozpründe.

Die Lage der Kirche

Die Schönheit der Lage der Kirche hat die Beschreibung des Oberamts Brackenheim vom Jahr 1873 in folgenden Worten festgehalten:

„Etwa fünf Minuten südlich von der Stadt, ehe die nach Botenheim führende Landstraße sich ins Zabertal hinabsenkt, erhebt sich zur Linken hinter einer hohen Pappelreihe auf einem scharf ins Tal vorgeschobenen Hügel der schöne Friedhof, umfaßt von einer Mauer, die gegen die Talseiten hin sehr an Höhe zunimmt. Der Friedhof zieht sich lang hin von Norden nach Süden und gewährt einen ergreifenden Anblick mit seinen vielen Kreuzen und Denkmälern, die zwischen Blumenbeeten oder halbverwilderten Rosenbüschen verstreut sind, und am Südende mit seiner schönen, altertümlichen, an ihrer südlichen Seite herrlich von dichtem Efeu berankten Johanniskirche. Dazu die weite und liebliche Aussicht!“

Die Efeuranken sind zwar 1908 beseitigt worden, wodurch die Kirche an natürlich-landschaftlichem Reiz verlor, ihr Baukörper aber gewann; davon abgesehen, haben jene Worte noch heute ihre Gültigkeit. Der Friedhof hat sich inzwischen weiter nach Nordosten ausgedehnt. Schon 1677 oder kurz vorher muß er nach Norden erweitert worden

sein. Der Westseite dieser Norderweiterung entlang führt der Weg zum heutigen Haupttor, das seine Gestalt der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts verdankt. Ein altes, vermauertes Tor wird etwa 13 m von der nördlichen Kante der Westmauer sichtbar. Rechts daneben befindet sich ein Denkstein mit folgender Inschrift: „Herr M. Wol. R. Wilhelm Scholl, Pfarrer, Herr Johann Ludwig Lins, Stifts- und Herr Johann Vollrad Coler, Castenpfleger alhier haben disen neuen Kirchhof auf ihrer Pfleg Kosten ummauren und von Jacob Heim Steinmezen mit Gott vollenden lassen. Anno MDCLXXVII.“. Die Oberamtsbeschreibung erwähnt ein zweites, auch vermauertes Tor, das 1599 bezeichnet war. An dem längs der Westmauer entlang führenden Weg steht ein Steinfeiler mit folgender Inschrift: „In dem 1571 Jar, als der alt Hans Haug und Meister Andreas Sausele Burgmeister gewesen sind, ist der Gang gemacht worden“; darunter sieht man die Wappenschilder Haug und Sausele. Da das Gelände stark abgegraben ist, kann damit freilich nicht der heutige Weg gemeint sein. In Zusammenhang mit der Tieferlegung und dem Durchbruch der Straße nach Botenheim kam es zu Veränderungen. Die Kirchhofmauer entstand zu verschiedenen Zeiten. Die Abdeckung im alten südlichen Teil weist verschiedentlich Stücke von Grabplatten des 16. und 17. Jahrhunderts auf. Von den laut Totenbuch 1635 verstorbenen 994 (!) Personen vermachten manche der Kirchenpflege Geld zu einer neuen Kirchhofmauer³⁾, die somit wenig später mindestens stark erneuert worden sein dürfte.



Johanniskirche. Langhaus, Turm und Sakristei von Südwesten.

Foto: Dürr

Baubeschreibung

Wer durch das Friedhofstor tritt, könnte auf den ersten Blick meinen, er stehe vor einem Bau mit einschiffigem Langhaus. Ein großes Satteldach verhehlt den basilikalischen Aufbau mit dem die Seitenschiffe überragenden Mittelschiff, wie wir ihn im Inneren gewahr werden. Sieht man genauer zu, so entdeckt man, daß das Satteldach ungleichseitig ist, d. h. es zieht sich im Norden tiefer herab, und bald bemerkt man auch, daß die linke Hälfte der westlichen Giebelwand breiter ist als die rechte. Es zeichnet sich auf diese Weise ab, daß das nördliche Seitenschiff breiter ist als das südliche, woraus auf eine spätere Erweiterung zu schließen ist. Von den einstigen „Kanten des Hochschiffs“, welche noch die Oberamtsbeschreibung erwähnt, ist nichts mehr zu sehen; sie stecken unter dem Putz. Die Kanten des Langhauses sind gequadert; den westlichen sind kräftige Strebepfeiler von 1908, erneuert 1978/79, vorgelegt. Zwei weitere, gleichzeitige Strebepfeiler stützen die mittlere Westwand. Zwischen ihnen befindet sich seit 1978/79 ein Einbau, der eine schmale Vorhalle absondert; sie trat an die Stelle des Vordachs von 1908.

An der Süd- und südlichen Westseite erblickt man noch den, mit einem Wulst abschließenden, spätromanischen Sockel. Die Dachkehlen sind vielfach überarbeitet und erneuert. Hingegen erhielten sich noch, unter dem Dachstuhl, große Teile des spätromanischen Dachsimses des Mittelschiffs.



Johanniskirche. Südliche Langhauswand mit romanischen und spätgotischen Öffnungen. Foto: Dürr

Die Öffnungen der Kirche entstammen einer Zeit von über 600 Jahren. Im Westen liegt das spätromanische Rundbogenportal. In sein Gewände ist seitlich je eine dienstartig schlanke Säule eingestellt, deren rechte statt eines Sockels eine Auskratzung hat, die

den Zehen eines Fußes ähnelt. Die mit senkrechten Blattstäben versehenen Kelchblockkapitelle in Art der Kapitelle des Maulbronner Laienrefektoriums sind stark beschädigt. Sie bilden mit dem anschließenden Kämpfer der Portallaubung einen Block; der Übergang zwischen Kapitell und Kämpfer ist hart. Die Kämpfer heben über einem Rundstab an und leiten geschrägt zur Stirnfläche über. In diese sind eingehauen: nördlich ein tauförmig gedrehter Reif und ein Rad mit sechs lanzettförmigen Speichen, südlich ein wellig lappiges Ornament. Die Archivolte des Portals hat ein, hinter einer Kehle zurücktretendes, Wulstprofil.

An der Südseite öffnet sich nahe dem Ostende eine Rundbogentür. Sie ersetzte 1978 eine ältere Türe, die aber erst 1904 aufgedeckt und ausgebrochen wurde. Diese ist insofern von besonderer Bedeutung, als sich an ihr das jetzt im Inneren verwahrte Tympanon mit einem Relief rätselhaften Inhaltes befand; die in ihren Reliefs nicht minder rätselhafte, darunter eingezogene Archivolte wurde 1978 in der Türöffnung gegen das Innere angebracht (Tympanon und Archivolte werden bei der Schilderung des Inneren besprochen). Die jetzt geschlossene Öffnung nahe der Mitte der Südwand war, nach Aussage von Architekt J. Wetzel, ursprünglich keine Türe, also vielleicht eine Bildnische. Sie ist spitzbogig und bezaubert durch die Art, wie die Gewändeprofile zum Bogen hin einbiegen und an dieser Stelle sich das Innenprofil vom rahmenden Kehlprofil ablöst, um frei gesprengt in einer maßwerkähnlichen Form zur Bogenspitze aufzuschwingen. Die schwerelose Leichtigkeit dieser Bildung spricht für Entstehung in der Hochgotik, etwa dem vorgeschrittenen 14. Jahrhundert. Schließlich sitzt vor den Westenden beider Seitenschiffe je ein spitzbogiges Stabwerkportal der Spätgotik, wovon das nördliche vermauert wurde.

Unter den Fensteröffnungen nehmen die zwei kleinen spätromanischen Rundbogenfenster der Südseite unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Auch das Rundbogenfenster im Westgiebel ist spätromanisch, es fällt durch seine Hausteinfassung auf, wurde jedoch nachträglich abwärts verlängert. Die beiden großen, je dreiachsigen Spitzbogenfenster mit Maßwerken im südlichen Seitenschiff sind spätgotisch; am östlichen stellt man dreimal das Steinmetzzeichen Nr. 4 des Hans Spryß von Zaberfeld fest, davon einmal im Maßwerk. Das nördliche Seitenschiff hat einfache, neuere Rechteckfenster, dem östlichen sieht man jedoch an, daß es aus einem Spitzbogenfenster umgebildet wurde. In den Ostseiten beider Seitenschiffe liegt je ein einfaches, kleineres, maßwerkversehenes Spitzbogenfenster noch des 14. Jahrhunderts.

Der Rechteckbaukörper des Chores ist quaderverblendet, hat nördlich und südlich je einen einfachen Strebepfeiler und insgesamt fünf Fenster, seitlich je zwei, in der Schlußseite eines. Die seitlichen haben die für das 14. Jahrhundert bezeichnende leichte Lanzettform. Sie sind zweiachsig, während das Schlußfenster dreiachsig ist. Die Gewände sind geschrägt. Das Maßwerk des Ostfensters ist spätgotisch, die anderen Maßwerke wurden 1908 und 1978 nach Vorbild erneuert. An verschiedenen Quadern der Ost- und der Nordseite, auch des nördlichen Strebepfeilers finden sich die frühgotischen Steinmetzzeichen Nr. 1–3.

Bei näherer Betrachtung fällt auf, daß der Chor gewissermaßen hinausgeschoben ist, denn er ist in merkwürdiger Weise mit einem Raumabschnitt verzahnt, in dem sich das Mittelschiff bis in Höhe der Chorbogenwand fortsetzt⁴⁾. Im Süden ist der Absatz zwischen der höheren Chormauer und dieser Fortsetzung deutlich erkennbar. Das Eigentümliche aber ist, daß die Chormauern sogar die Mauern der Fortsetzung übergreifen. Im Norden geschieht dies insofern nur zum Teil, als man sich gegen die östliche Langhauswand hin auf eine strebepfeilerartige Bildung beschränkte, so daß oben eine Nische entsteht. Im Süden vollzieht sich jenes Übergreifen in voller Höhe, aber nur in halber Mauerstärke, weil die Achse des Chors gegenüber der des Langhauses nach Norden gedrückt wurde. Die Verblockung des Mauerwerks, die so entsteht, diente zugleich als Widerlager des Turmes über dem Chor. Dieser hat die Form eines achteckigen Aufsatzes mit flachen Zwickeln vor den Schrägseiten als Überleitungen zu den Turmmauern. Dabei

stellt sich wiederum etwas höchst Seltsames heraus. Die westliche Turmmauer verläuft nicht etwa über der Chorbogenmauer, sondern über dem Chorgewölbe. Dies ist darauf zurückzuführen, daß der Grundriß des Achtecks durch die Breite der Chorschlußseite vorgeschrieben war. Da nun der Chor tiefrechteckig ist, griff man zu jener schlechten und – um dies vorweg zu nehmen – späten Lösung. Die Baugeschichte lehrt (siehe unten), daß die drei westlichen Turmseiten einmal großenteils entweder einstürzten oder abgetragen werden mußten; sie bestehen im 18. Jahrhundert aus „Holzwerk“, wie man 1908 sagte, als man sie neu aufmauerte. Die südliche, östliche und nördliche Turmseite haben je ein maßwerkversehenes Spitzbogenfenster, deren Schräggewände innen roh gearbeitet sind und nicht einmal Hausteinarchivolten haben, was entschieden an nach-, nicht spätgotische Zeit denken läßt. Unterhalb des Dachsimmses des Zelthelmes ist folgende Inschrift, beginnend an der Westseite, eingehauen: „*IR SEIT GESTORBEN VND EWER LEBEN IST VERBORGEN MIT CHRISTO IHN GOTT, WENN ABER CHRISTVS EWER LEBEN SICH OFFENBAREN WIRD IT ALLS DANN WERDET AVCH IR OFFENBAR WERDEN MIT IHME IHN DER HERRLIGKEIT COL: 3. V. 3.*“ Über den Kreisfenstern der Schräggewände sind zudem in deren Stock folgende Sprüche eingehauen. Im Nordosten in Hebräisch (übersetzt): In Deinem Licht sehen wir das Licht. Im Südosten, wiederum in Hebräisch: Deine Toten werden leben. Im Südwesten in Griechisch: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Der Stock des nordwestlichen Kreisfensters ist inschriftlos. An dieser Seite lesen wir an den Eckquadern gegen die Nordseite:

ALLE DIE . . .

AN VNS . . .

DANN . . .

VND WAS . . .

Die Fortsetzung der Zeilen fiel dem angedeuteten Einsturz oder Abbruch der drei westlichen Turmseiten zum Opfer; in diesem Zusammenhang ist nicht unwichtig zu beobachten, daß auch der Anfang des zitierten Kolosserverses „*IR SEIT . . .*“ auf einem nordwestlichen Eckquader nach Westen steht, somit alt ist. Textkundliche Vergleiche führen hinsichtlich dieses Verses in die Nähe der Frankfurter Lutherbibel von 1570 und der Tübinger Lutherbibel von 1591; und auch daran ist zu erinnern, daß bei den gemalten Propheten im Schalldeckel der Brackensteiner Stadtkirche von 1617 hebräische Beischriften stehen. Die Lehrhaftigkeit, mit welcher der Turm zum Prediger, und zwar zum Prediger einer Friedhofskirche, gemacht wurde, ist nur in nachreformatorischer Zeit möglich, auf die auch die Buchstabenformen weisen.

Als Zutat zu Langhaus und Chor kennzeichnet sich die Sakristei im südlichen Winkel beider. Sie gilt seit der Grabung von Prof. Sommer 1903 als die Grabkapelle der Soldan, worüber bei der Schilderung des Inneren einiges zu sagen sein wird. Bis zur jüngsten Restaurierung hatte sie ein Satteldach, das senkrecht zur Chormauer verlief; der Wandsimms im Osten ist der alte Dachsimms. Er endet vor der Südostkante in einem Giebelchen, vielleicht einer Totenleuchte. In der Ostwand liegt ein Spitzbogenfenster noch des 14. Jahrhunderts. 1978/79 verwandelte man das Spitzbogenfenster der Südseite aus dem 15. Jahrhundert in eine Türe. Neben ihr links unten öffnet sich eine spitzwinklig überfangene Luke, deren Innennische gestuft ist, wohl für das Abstellen eines Ewiglichtes als Totenleuchte. Man hat sie auch schon als Fensterchen zum Durchreichen der Hostie an Pestkranke angesprochen.

Betreten wir das Langhaus von Westen, so übt der strenge, dämmerige Raum des Mittelschiffs, dessen Stützen in die hohen Oberwände gebunden sind, eine Wirkung aus, die an die Worte des Erzbischofs von Palermo in Immermanns Drama „Kaiser Friedrich II.“ erinnert:

„ . . . O wäre

Doch bei den Menschen auch die ew'ge Ordnung,
Der schöne Reigen einer festen Folge!“



Johanniskirche. Mittelschiff und Chor von Nordwesten nach Südosten.

Foto: Dürr

Diese Wirkung wird erhöht durch den Gegensatz dieses Raumabschnittes zum lichten und weiten frühgotischen Chor. Bald fällt dem Besucher auch auf, daß das nördliche Seitenschiff breiter ist als das südliche; vor 1974/75 war es auch niedriger als das südliche, das damals abgesenkt wurde; die lichten Maße betragen im Norden 4,06 m, im Süden 2,86 m. Früher feststellbare Mauerfugen beweisen die nachträgliche Erweiterung des nördlichen Seitenschiffs. Die 0,85 m starken Mauern des Obergadens öffnen sich an jeder Seite in je drei spätromanischen Rundbogenfenstern. Die Mauern sind verputzt; 1978/79 legte man eine rote Quaderbemalung frei, welche in die Bauzeit zurückgehen dürfte. An einem der gemalten Quader des südlichen Obergadens steht ein Majuskel-A. Im nördlichen Seitenschiff konnte die Quaderbemalung bezeichnenderweise nicht festgestellt werden.

Der Scheitel der stumpf spitzbogigen Arkaden – es sind auf jeder Seite fünf – liegt mit 0,40 m wenig über dem Halbkreis. Die Mantelmauern der Stützen und die Scheidbögen der Arkaden sind im Kleinquaderverband ausgeführt. Die südliche Arkadenreihe weist Stützenwechsel auf. Sie hebt im Osten mit einer Säule an, dann folgt ein quadratischer Pfeiler, wieder eine Säule, abschließend ein sichtlich aus einem quadratischen Pfeiler umgearbeiteter Achteckpfeiler. Die Basen der Säulen muten primitiv an. Über der Sockelplatte zieht sich ein Ringwulst herum, der spitze Eckknollen mit je zwei schmalen Graten hat. Auch die Formen der Säulenkapitelle, die wohl Ornamentik trugen, sind einfach. Sie setzen über einem schmalen Ringwulst an und leiten glatt kelchartig und leicht abgekantet zu den Deckplatten über, die jedoch gegen Seiten- und Mittelschiff nicht vorspringen. Der quadratische Pfeiler hat eine gedrückte attische Basis (Wulst, doppelt abgesetzte Kehle, Wulst); seine Deckplatte ist ähnlich behandelt wie die der Säulen. Gegen das Seitenschiff hat der Schaft eine spätgotische, kielbogig geschlossene Flachnische, die wohl erst 1908 durch ein Gitter geschlossen wurde. An deren unterem Rand findet sich das Steinmetzzeichen Nr. 5. Am Pfeiler sind zwei Längenmaße roh eingritzelt. Der Achteckpfeiler leitet in einer steilen Schmiege von der attischen Basis zum Schaft über und mit einer Kehlung zur Arkade.

Die nördliche Stützenreihe besteht durchweg aus Pfeilern. Der östliche ist quadratisch, hat die übliche Pfeilerbasis und eine Deckplatte wie der südliche quadratische Pfeiler. Die andern Pfeiler sind achteckig und ähneln in ihren Formen dem südlichen Achteckpfeiler mit dem Unterschied, daß die Überleitung vom Schaft zur Arkade mit einer doppelten Abschmiegung geschieht. An der Ost- und an der Westwand werden die Arkaden von Blendpfeilern abgefangen, von denen die östlichen stärker entwickelt sind. Die Annahme liegt nahe, daß die nördliche Stützenreihe bei Erweiterung des nördlichen Seitenschiffs neu gebildet wurde, wobei der östliche Pfeiler als Widerlager des Gewölbes der damals im Ostende dieses Seitenschiffs eingebauten Kapelle eine andere Form bekam. Er erhielt nördlich eine Vorlage, an die der spitze Schwibbogen anläuft, der die Kapelle vom fortlaufenden Seitenschiff scheidet; der Vorlage entspricht an der Nordwand ein Blendpfeiler. Gewölbe und Schlußstein der Kapelle sind nicht ursprünglich. Die Kanten der Vorlage und des östlichen Blendpfeilers sind gegen die Kapelle zu bildnischenartig behandelt. An einem Quader des Pfeilers sind in Formen des 16. Jahrhunderts die Buchstaben IMS eingehauen.

Auch das Ostende des südlichen Seitenschiffs ist als Kapelle – in ihr steht der Taufstein – abgetrennt. Dies geschieht durch einen frei und leicht geschlagenen Schwibbogen, dessen Profile auf das späte 14. Jahrhundert weisen. Das Gewölbe, das wie das nördliche gekahlte Kreuzrippen hat, besitzt als Schlußstein eine spätgotische Scheibe mit dem Relief des Lammes Gottes, also des Täufersymbols. Dies weist auf die alte Bedeutung der Kapelle als Taufkapelle. In der Ostwand liegt eine Segmentbogennische in Art der Chorwandnischen, doch roher; zudem ist sie bis zum Boden herabgeführt und läßt im Gewände die Hausteinfassung vermissen. Die Annahme, es handele sich hier um einen vermauerten Durchgang zur Sakristei, der angeblichen Soldankapelle, kann aus stilistischen und aus konstruktiven Gründen nicht aufrecht erhalten werden. Ferner hat



Johanniskirche. Nördliches Seitenschiff von Westen nach Osten mit Ostkapelle.

Foto: Dürr

der östliche Blendpfeiler der Arkade eine Nische, die von einem Maßwerkbaldachin übergriffen wird. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um ein Tabernakel. Die feine Steinmetzarbeit darf man Hans Spryß geben.

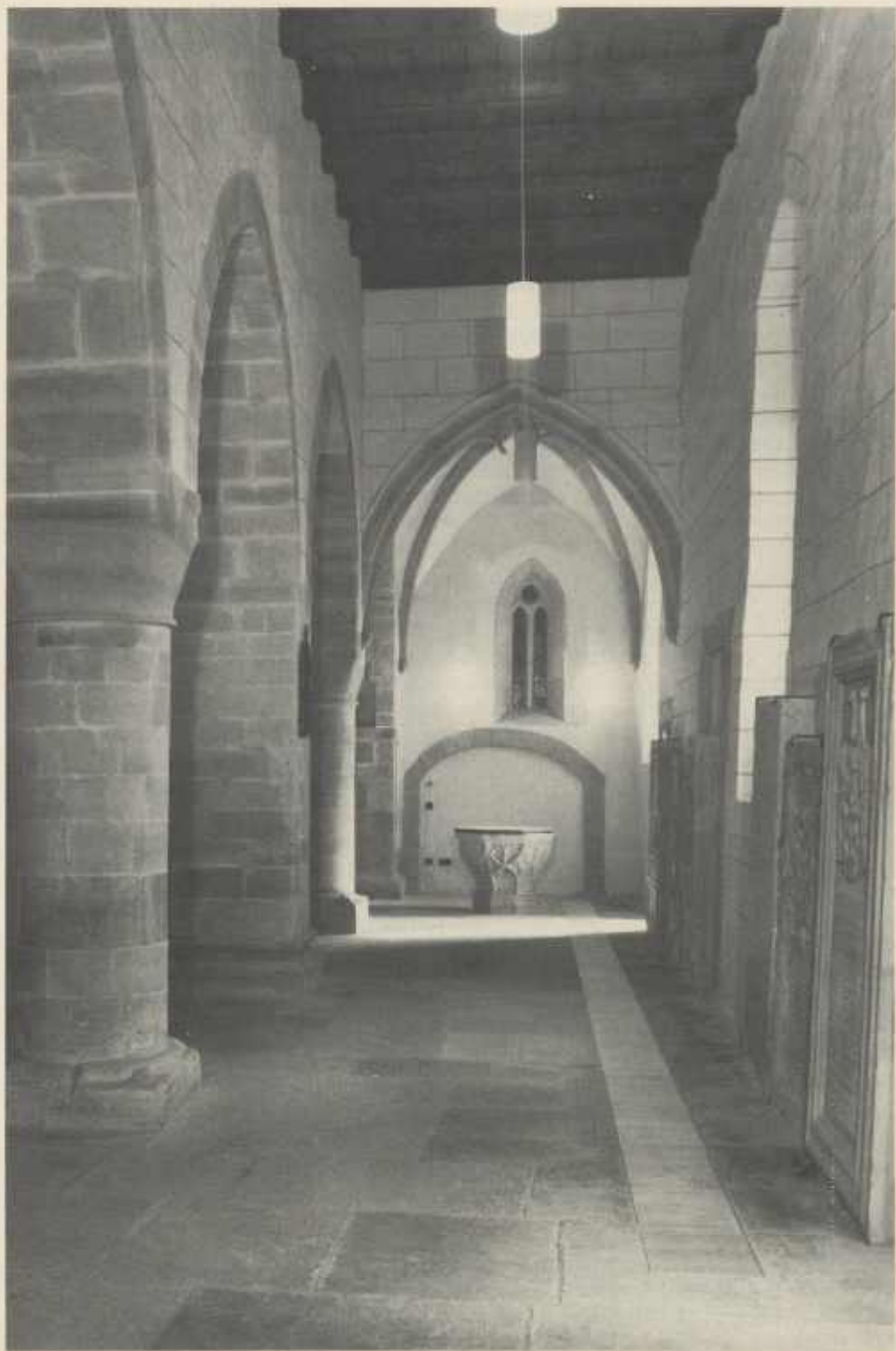
Von den beiden, jetzt geschlossenen Öffnungen in den östlichen Obergadenwänden des Mittelschiffs ist die südliche als Fenster anzusprechen, von dem einst ein Lichtschacht durch den Dachstuhl führte, denn darunter stand zeitweise die Kanzel. Die nördliche kielbogige Öffnung hat einen Türfalz und auf einer alten Aufnahme hängt an ihr noch ein Türflügel. Sie war also ein Durchschlupf, vielleicht in den Dachstuhl. Dies allerdings setzt voraus, daß sie von einem Lettner aus zugänglich war. Auf einen solchen weist vor allem der Umstand, daß die Mittelschiffswände über die östlichen Langhausmauern hinaus bis zum zurückgesetzten Chorbogen fortgesetzt sind. Das ist der Abschnitt, den wir schon beim Außenbau beobachteten. Auch liegen die Chorstufen, fünf an der Zahl, vor dieser Fortsetzung. Dies alles läßt an einen, vor den Chor als Gruft der Magenheimer, gebauten Lettner denken. Eine weitere, aber sicher späte, Öffnung war im nördlichen Obergaden über der 2. Arkade von Osten festzustellen.

Noch eines ist zu beachten. Der Obergaden hat in diesem Raumteil unmittelbar vor dem Chorbogen starke Einbeulungen; die rote Quaderung ist hier rekonstruiert. Sie können nur von einer Baukatastrophe herrühren, wie sie ein Turmeinsturz hervorgerufen haben dürfte (siehe hierüber unten).

Die heutigen Balken- und Bretterdecken wurden 1978/79 eingezogen. Vordem hatte das Mittelschiff eine halbkreisförmige Holztonne; die Seitenschiffe waren mit viertelkreisförmigen Holztonnen gedeckt.

Die, wie wir sahen, nachträglich angebaute Sakristei ist mit dem Chor durch eine Spitzbogentür verbunden. Der längsrechteckige Raum ist kreuzrippengewölbt; die gekehlten Rippen verlaufen in die Wand. Die Unregelmäßigkeiten der Nordwand rühren von der einst hier befindlichen Kanzeltreppe. In der Westwand war bis 1978/79 eine Flachbogen-nische. Der Boden liegt seit derselben Zeit drei Stufen tief. Vorher waren es fünf Stufen. Vor 1903 lag der Boden etwa auf der Ebene des Chorbodens, so daß die Rippen in rund 60 cm Höhe ansetzten. An die Grabung von Prof. Sommer im Jahr 1903 erinnert eine in die Westwand eingelassene Marmorplatte⁵⁾. Er war der Meinung, in der Sakristei die Kapelle der Soldan gefunden zu haben, deren aus späterer Zeit nachzuweisendes Wap-pen im Bogenfeld der heutigen Tür als Glasgemälde zu sehen ist. Sommer stieß etwas unterhalb des heutigen Sakristeibodens, 65 cm unter dem alten Boden und 1,25 m unter den Gewölbeansätzen auf den ursprünglichen Boden. Hier stellte er „an der Wand“ und „in den Ecken“ Mörtel, Steinplatten und gemauerte Steine fest, die er als „seitliche Widerlager der Grabplatten der Soldan“ deutete. Unterhalb dieses Niveaus fand Som-mer Erde, vermischt mit Knochenresten, vor, wie sie für Friedhöfe bezeichnend ist. Merkwürdig ist, daß nach Sommer von den genannten „Widerlagern“ aus, also dem alten Boden, die Mauern über 1,65 m in die Tiefe gehen. Keine Kapelle hat ein so tief reichen-des Fundament. Gehörten diese Mauern zu einem Beinhausraum und war die Sakristei eine Beinhauskapelle? Dies wäre nicht ungewöhnlich.

Dennoch kann es keinen Zweifel geben, daß die Soldan an der Johanniskirche eine Grabkapelle hatten. Friedrich Wilhelm Strieder berichtet im 15. Band, erschienen 1806 in Kassel, seiner „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten“, S. 113–118, ausführlich, mit beigegebenen Tabellen, über die Familie Soldan und zitiert aus einem „uralten Fragment von einem Soldanischen Stammbaume“: „Es hat der Graf von Lechmotir einen türkischen Officier Sadok Soltan gefangen bekommen, welchen er nach kurzer Zeit wegen seiner Tapferkeit und besonderen Grösse zu einem seiner Obersten ernannt. Diesen hat er nachgehends 1305 nicht allein christlich taufen und ihm den Namen: Johann Soldan geben lassen, sondern ihm aus sonderbarer Liebe das Türkische Wappen beygelegt. Gedachter Johann Soldan heuratete 1304 Rebecka Dohlerin; mit dieser erzeugete er mit Verwunderung 3 grosse Söhne, welche man grosse Soldanen genennt. Die Nahmen



Johanniskirche. Südliches Seitenschiff von Westen nach Osten mit Taufkapelle und spätgotischem Taufstein.

Foto: Dürr

sind: Eberhardus, Christianus und Melchior. Diese 3 Soldani magni haben zu Bracana eine Capelle an der Pfarrkirch (christliches Begräbniß zu S. Johann genannt) erbauet, so man noch heutigen Tages der Soldanen Capelle nennt, worinnen begraben lieget der Vater Johann Soldan, so anno Christi 1328 gestorben, dessen Epitaphium in Marmorstein gehauen stehet, . . ." (folgt Inschrift). Weiter: „Dessen 3 Söhne liegen ebenfalls darinnen beerdigt.“

Hier leuchtet ein weiteres Bedenken gegen die Eigenschaft der Sakristei als Soldan-kapelle ein. Sie hat eine lichte Breite von 2,70 m; vier Deckplatten von in Ostwestrichtung Beigesetzten haben in ihr keinen Platz. Weit eher ist anzunehmen, daß die nördliche Seitenschiffkapelle die Soldankapelle war und daß sie die Ursache war für die Seitenschiffsverbreiterung, dies auch im Blick auf weitere Grablegungen. Kultisch hat eine solche Verbreiterung keinen Sinn, und nach Strieder waren die Soldan sehr bemittelt (die drei Söhne „haben auch ein stipendium und ein grosses Capital der Soldanen posterität zum Besten gestiftet“). Daß „Bracana“ die mundartlich ausgesprochene Bezeichnung für Brackenheim ist und die Soldan tatsächlich hier zu Hause waren, kann nicht bezweifelt werden. Es bleibt das Verdienst Sommers, auf die Bestattung des Stammvaters Johann und seiner drei Söhne in ihrer Kapelle an der Johanniskirche Brackenheim aufmerksam gemacht zu haben, wobei das Wort „an“ allerdings nicht räumlich, sondern rechtlich zu verstehen ist. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß die Soldan zu den Ahnen Goethes zählen, in dessen Adern somit auch „ein Tropfen Türkenblut“ rollte und von dem die Verbindungen zurückgehen bis in das Brackenheim des 14. Jahrhunderts⁶⁾. Der Chor hat eine lichte Länge von 7,85 m und eine lichte Weite von 6 m. Er öffnet sich weit in einem breiten und hohen Spitzbogen, dessen Pfeiler gegen das Langhaus eine doppelte Stufung mit gekehlten Kanten haben. Der Pfeilervorsprung beträgt nördlich 0,50 m, südlich 0,65 m, während der Rücksprung zu den Chorseitenwänden mit 1,13–1,15 m gemessen wird. Dies bedeutet, daß der Chor zwar in sich symmetrisch ist, aber gegen das Langhaus etwas nach Norden gedrückt, wie schon bei Erörterung des Außenbaus vermerkt. Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß südlich der Hang nahe ist. Vor dem 1908 von seinem Platz vor den Chorstufen zurückversetzten Altar ist der Chorboden um weitere zwei Stufen erhöht. Das zweijochige Kreuzrippengewölbe über Zeltkonsolen mit gekehlten Rippen und runden Schlußsteinen, die ausgehauene fünfblättrige Rosetten zeigen, ist zwar nach seiner Grundform alt, in den Einzelheiten neu. 1978/79 verschwanden die stark verdorbenen Jugendstilmalereien der Gewölbekappen; gleichzeitig erhielten die Rippen ihre matte, rote und blaugüne Manschettierung.

Was bedeuten die fünf Flachbogennischen, von denen sich je zwei in den Chorseitenwänden befinden, eine in der Chorschlußwand liegt? Letztere verrät uns ihren Zweck. Wir gewahren darin die Reste einer Beweinung (siehe Wandgemälde). Die Nischen waren somit Bildnischen, die für die Aufstellung von Figurengruppen gedacht waren, in denen man aber auch ersatzweise entsprechende Malereien anbringen konnte. Die vergitterte Rechtecknische links unten in der Chorschlußwand kann an dieser Stelle nicht zu einem Wandtabernakel gehört haben, hängt aber sicher mit dem Altardienst zusammen.

Baugeschichtliche Zusammenfassung

Über Vorgängerbauten der heutigen Kirche wissen wir nichts. Der heutige Bau ist nicht einheitlich. Der aus der Achse des Mittelschiffs nach Norden gedrückte Chor und das breitere nördliche Seitenschiff lassen sich nur als nachträgliche Veränderungen verstehen. Hätte von vornherein die Absicht bestanden, die Kirche vom Südhang weg nach Norden zu rücken, wäre man mit der Mittelachse der Gesamtanlage weiter nach Norden gegangen.

Das Langhaus ist, vom nördlichen Seitenschiff abgesehen, spätromanisch. Es hatte wohl ursprünglich nicht nur in seiner südlichen, sondern auch in seiner nördlichen Arkadenreihe Stützenwechsel, wobei Säulen mit Pfeilern wechseln, und gehört wie Weinsberg zu denjenigen Bauten des frühen 13. Jahrhunderts, die nur aus oberrheinisch-elsässischer Formüberlieferung zu verstehen sind. Dort ist die Stützenwechselbasilika zu Hause, wobei an die Reihe Surburg-Lautenbach-Rosheim zu denken ist. Doch weisen die, wenn auch wenig, gespitzten Arkaden schon in die Zeit bald nach 1200. Der Spitzbogen hat hierbei keinerlei konstruktive Bedeutung, unterstützt jedoch den Vertikalismus des Mittelschiffraumes. In Einzelheiten des spätromanischen Baus bestehen gewisse Abhängigkeiten von Maulbronn, so am Westportal, wobei jedoch nur von einer provinziellen Nachahmung gesprochen werden kann; mit der Primitivität der Säulenbasen geht dies gut zusammen.

Die nachträgliche Verbreiterung des nördlichen Seitenschiffs, auf die auch früher sichtbare Baufugen weisen, und die wahrscheinlich damit verbundene Veränderung der Stützenformen könnten noch im Laufe des 13. Jahrhunderts geschehen sein, worauf die Gleichartigkeit der südlichen und nördlichen Pfeilerbasen schließen läßt; spätesten Zeitpunkt wäre das frühe 14. Jahrhundert. Die Abtrennung des östlichen Seitenschiffabschnittes als Kapelle vermittels eines Schwibbogens muß auf alle Fälle später erfolgt sein, weil die Vorlage des Arkadenpfeilers, auf welcher der Bogen ruht, dessen Sockel roh überschneidet.

Bald nach 1300 dürfte der neue Chor entstanden sein, der jedoch über einen kurzen Raumabschnitt zurückgesetzt wurde, in dem sich das Mittelschiff fortsetzt. Die Mauern dieser Fortsetzung werden von denen des Chores übergriffen. Die Erhöhung des Chores um fünf Stufen liegt davor; diese ist durch die Eigenschaft des Chores als Grablage der Herren von Magenheim bestimmt. Wahrscheinlich bestand in jenem erhöhten Bereich vor dem Chorbogen ein Lettner. Es fällt auf, daß es in einem Tagesrapport vom 22. 8. 1908⁷⁾ heißt: „Das bucklige Mauerwerk links vor dem Chorbogen hinter das Profil des Chorbogens zurückgeschafft“. Dieses Mauerwerk kann nur als der Rest eines Lettners verstanden werden. Ein solcher Lettner ist, nach J. Jahn, „die an Stelle der Chorschranken zwischen Chor und Mittelschiff eingezogene Scheidewand; sie hat einen Durchgang oder mehrere und ist oben zu einer durch Treppen zugänglichen Bühne mit Brüstung ausgebaut.“ Daß die in der nördlichen Mittelschiffsoberwand liegende Türe auf eine solche „Bühne“ weist, wurde erwähnt. Zur Brüstung des Lettners, der dann in spätgotischer Zeit erneuert worden wäre, könnten die fünf, jetzt im Dachstuhl aufbewahrten, Sandsteinplatten mit Blendmaßwerk gehört haben. Wenn ein solcher Lettner vorhanden war, dann stand vor ihm der bezeugte Kreuzaltar, wie dies die Regel ist. Da es außerdem nur noch einen Johannis- und einen Marienaltar gab, wäre dann eines der Seitenschiffenden ohne Altar gewesen, sei es das südliche als Taufkapelle oder das nördliche als mögliche Soldankapelle.

Die Rechteckform des neuen Chors ist für das frühe 14. Jahrhundert ungewöhnlich, es sei denn, man nimmt an, daß sich über dem Chor ein Turm erhob. Da der Chor leicht längsrechteckig ist, konnte dies nur vermittels eines im Westen über das Chorgewölbe gespannten Schwibbogens geschehen, wie dies etwa in Geradstetten beobachtet werden kann. Dies setzte dann ein höheres Zwischengeschoß mit steileren Zwickeln in Art der Meimsheimer Kirche voraus. Starke Unregelmäßigkeiten in den oberen Teilen des östlichen Mittelschiffsgadens bzw. dessen Ostverlängerung zum Chorbogen hin deuten auf einen Turmeinsturz. Den Neubau nahm man im späten 16. oder frühen 17. Jahrhundert in höchst mangelhafter Bautechnik vor, indem man die etwas schmälere Mauer der drei westlichen Turmseiten über dem Chorgewölbe, vermutlich auf Balken, aufführte.

Die Sakristei wurde nachträglich in den südlichen Winkel von Langhaus und Chor gesetzt. Noch im 14. Jahrhundert dürfte die Bildnische (?) nahe der Mitte der Südseite entstanden und die Taufkapelle in das östliche Ende des südlichen Seitenschiffs einge-

baut worden sein. Die Pforte, die in diese vorhanden war, muß damals geschlossen und ihr Tympanon rätselhaften Inhalts – heute im Inneren – verputzt worden sein.

Um 1400 oder kurz danach erhielt der Chor eine hoch qualitätvolle Ausmalung (siehe im Abschnitt Wandgemälde). Die weitere bau- und kunstgeschichtliche Entwicklung wird durch die Zugehörigkeit der Pfarrei zu Württemberg, ab 1476/86 zur Universität Tübingen, bestimmt. Hans Spryß von Zaberfeld, ein hochbegabter Steinmetz und Baumeister⁸⁾, nahm um 1480 an der Kirche Veränderungen vor, die ihr Bild bis heute mitprägen. Dazu gehören die beiden Stabwerkportalen vor dem Westende der Seitenschiffe, die dreiachsigen Spitzbogenmaßwerkfenster der Südseite, das Maßwerk des Fensters der Chorschlußseite, wahrscheinlich auch das Gewölbe der Taufkapelle und jedenfalls dessen Schlußstein, sowie das Wandtabernakel am östlichen Blindpfeiler der Arkade.

Die stärkere Durchfensterung des südlichen Seitenschiffs legt den Gedanken nahe, daß man schon in spätgotischer Zeit in das Mittelschiff eine hölzerne Halbkreistonne, in die Seitenschiffe hölzerne Viertelkreistonnen einzog. Die Rechteckfenster des nördlichen Seitenschiffs scheinen aus gotischen umgebildet worden zu sein. Dann wäre die Johanniskirche eine ländliche Variante des Typs der altwürttembergischen Staffelhalle oder Pseudobasilika gewesen. Schräge Seitenschiffsdecken finden sich bei Vorläufern dieses Typs schon im 14. Jahrhundert⁹⁾. Die Brackheimer Viertelkreistonnen aber machten ein über alle drei Schiffe gehendes Satteldach nötig, wie es alle Staffelhallen haben. Ein Urteil darüber, ob die Tonnen der Johanniskirche schon in spätgotischer oder erst in nachgotischer Zeit hereinkamen, bedingt vielleicht auch durch Emporeneinbauten, verbietet der Umstand, daß sie 1772 neu gemacht wurden. Als sicher ist anzunehmen, daß die nachträgliche Erhöhung der südlichen Seitenschiffsmauern, die Architekt J. Wetzel feststellte, mit der Einführung des über alle drei Schiffe gehenden Satteldachs zusammenhängt. Die Mauerkrone belegte man teilweise mit den säuberlich auseinandergehauenen Grabsteinen Nr. 1 und 2 (siehe unten). Bis 1977/78 war die dadurch bedingte Erhöhung der Ostwand des südlichen Seitenschiffs zu erkennen.

Aus der Reihe baulicher Veränderungen des 18. Jahrhunderts¹⁰⁾ treten drei hervor. 1712/15 kam es zu einer Reparatur, die statt der veranschlagten 193 Gulden 8 Kreuzer 362 Gulden 5 Kreuzer kostete. Über den baulichen Eingriff von 1765 vernehmen wir Seltsames. Die Arbeiten kamen auf 430 Gulden 55 Kreuzer zu stehen. Es stellte sich nämlich bei der Instandsetzung des Schieferdaches des Turmes heraus, „daß die drei Wandungen gegen dem Wetter ganz verfault . . . Wir ließen selbige ausbrechen, den Thurn auf Hebestelle setzen, neue Wandungen einziehen und selbige um längerer Dauer willen ebenfalls mit Schiffern verkleiden. . .“ Diese Nachricht läßt nur die Deutung zu, daß die drei westlichen Turmseiten neu entstanden und zwar nicht in Stein, sondern wie ihre „verfaulten“ Vorgänger, in Holz, also entweder in Fachwerk oder in verschiefertem, bretterverschalttem Balkenwerk. Es war also einmal, wenigstens teilweise, zu einem zweiten Turmeinsturz gekommen.

1772 kam es zu einer großen Erneuerung. Der Voranschlag belief sich auf 1520 Gulden 34 Kreuzer 3 Heller. Er wurde vom Kirchenratsbaumeister „moderiert“, d. h. herabgesetzt auf 1395 Gulden 32 Kreuzer 3 Heller, was nichts daran zu ändern vermochte, daß die Baukosten am Ende 1643 Gulden 31 Kreuzer betrogen. Vor allem Zimmermann Christian Ulrich Sihler und Schreiner Johann Georg Adler hatten viel zu tun. Die Holzwölbungen entstanden neu. Die Emporen wurden erneuert oder neu erstellt, wobei zwischen einer „mittleren Emporkirch“ – wohl im Westen – und zwei Seitenemporkirchen unterschieden wird. Sie erhielten teilweise auch ein neues Gestühl. „Vornen bey denen beeden Kirchenthüren unterhalb der Emporkirch“ vermehrte man die „Weiberstühl“. In den Chor kamen die Stühle für Rat und Gericht; die Chorwände erhielten eine Holzvertäferung. Aber auch die Maurer erhielten Arbeit. Das „Eck vornen am Giebel“ mußte aus dem Fundament neu aufgeführt werden, und zwar in einer Breite von 8 bis 12 Schuh (2,29 bis 3,44 m) und in einer Höhe von 24 Schuh (6,88 m). Die späteren Schäden zeichnen sich ab.

1834 kam es zu einer Erneuerung, über die wir wenig wissen; im Chor wurden die Stände für die Schüler aufgestellt. 1903 war das Jahr der Grabung Prof. Sommers in der Sakristei. 1903–1904 legte man die Wandgemälde des Chors frei. 1905 mußte man um 2057,63 Mark, eine für jene Zeit stattliche Summe, wegen drohenden Gewölbeeinsturzes Arbeiten an Chor und Turm vornehmen. 1908–1909 wurde die Kirche nach Entwurf und Plan von Prof. Theodor Fischer restauriert¹¹⁾, des berühmten Erbauers der Erlöserkirche und des Kunstgebäudes Stuttgart, der Pullinger Festhalle, der Garnisonskirche Ulm und des Stadttheaters Heilbronn. Da er am 20. 12. 1908 sein Büro von Stuttgart nach München verlegte, wurde Architekt Adolf Retter sein Stellvertreter. Die Vergabe der Arbeiten geschah am 13. 3. 1908, die Einweihung war am 24. 6. 1909. Der Fischer'sche Voranschlag stammt vom Oktober 1906; er sieht sogar die Wiederherstellung des eingestürzten Chorgewölbes vor, einen Posten, der doch wahrscheinlich durch die baulichen Maßnahmen von 1905 erübrigt wurde, dies umso mehr, als in den Rapporten der Tagelohnarbeiten von entsprechenden Arbeiten nicht die Rede ist, sondern nur von Ausbesserungen. Die genannten Rapporte sind wichtigste baugeschichtliche Quelle. Am Äußeren kam es zu einer umfangreichen Erneuerung von Hausteinen, Simsstücken usw. Der Westseite wurden die beiden Eckstrebe Pfeiler und die zwei mittleren Strebe Pfeiler vorgelegt; die bestehenden Mauerrisse schloß man durch Ausgießen. Den Wiederaufbau der drei westlichen Turmseiten leitete der Abbruch des „alten Holzwerks“ (Rapporte vom 25. 6. und 27. 6. 1908) und der „Schalbretter“ ein. Die „teilweise Verwendung von vorhandenem Material“, welche der Voranschlag hierfür vorsieht, läßt darauf schließen, daß auch noch Reste des alten Mauerwerks vorhanden waren. Zu ihnen gehörten die Eckquader zur Nord- und zur Südseite. Die alten eisernen Träger riß man heraus und ersetzte sie durch neue „zum Aufsetzen des Mauerwerks“ (2. 7.). Der umlaufende Kolosservers wurde in dem Bereich der drei Seiten, unter Verwendung des Anfangs am nordwestlichen Eckquader, ergänzt.

Auch im Inneren geschah viel. Im Langhaus legte man den Fußboden um 0,50 m tiefer auf die ursprüngliche Höhe, wodurch es möglich war, die Pfeiler- und Säulenbasen freizulegen. Die Chorstufen wurden um zwei vermehrt und erneuert. Der Boden bekam einen neuen Steinplattenbelag. Große Summen gingen auf die Steinmetzarbeiten, die an den Sockeln, Basen und Kämpfern der Stützen und an den Arkadenbögen verrichtet werden mußten. Am 4. 8. 1908 heißt es: „Zu dem runden Pfeiler einen Stein als Kapitäl gehauen“; somit dürfte eines der Kapitelle geschickt in Nachahmung des alten neu gehauen worden sein. Der nördliche Wandpfeiler der Nordkapelle war zu erneuern. Am Verputz und an den Hausteinen wurde viel mit Salzsäure gearbeitet; man trug einen neuen Verputz auf. Die Holzgewölbe beließ man, setzte sie jedoch gründlich instand und versah sie mit Schablonenmalerei¹²⁾. Die Kanzel rückte von einem Langhauspfeiler an den Ort des heutigen Pultes, der Altar in den Chorschluß. Die vom Boden aufgehobenen Grabsteine wurden in die Wände versetzt; dabei vernimmt man am 28. 4. 1909: „Einige alte Grabdenkmäler, die an der Wand befestigt waren, losgehauen und umgedreht, wieder festgemacht und zugeputzt“.

Chronik der Restaurierungen 1974/75 und 1978/79¹³⁾

Die Außenrestaurierung 1974/75

Schon in der Monographie der Johanniskirche von 1959 wurden beträchtliche Risse im Mauerwerk des Langhauses erwähnt. Es heißt da: „Vor der westlichen Achse des Mittelschiffs zeigen sich starke Risse, weitere Risse befinden sich in den Ansatzstellen der Mittelschiffsoberwände gegen die Westwand.“ Diese Risse erweiterten sich in den folgenden Jahren trotz der 1908 angebrachten westlichen Stütz- und Strebe Pfeiler.

Am 18. 3. 1969 bezeichnete der kirchliche Oberbaurat Klaus Ehrlich den Turm als einen Katastrophenfall; er sei entweder durchgehend instandzusetzen oder völlig zu

erneuern. Am 12. 9. 1969 lautete der Bericht Ehrlich dahin: Die Träger, auf denen der Turm ruhe, seien durchgerostet, der Turmdachstuhl sei vom Hausbock befallen. Das Langhaus zeige bedeutende Risse, die Stützkonstruktion im Westen trage nicht mehr. Am 29. 10. 1969 wurde infolgedessen die Absprießung von Chor und westlichem Langhaus in Auftrag gegeben.

Am 25. 9. 1970 folgte der Beschluß, den Turmhelm abzutragen und ein Notdach anzubringen, was in der Folge durch Zimmermann Kurt Heckler geschah.

Nachdem am 28. 5. 1974 festgestellt worden war, daß der Westgiebel um 18 cm überhing, auch die Längswände des Langhauses oben nach außen wichen, schritt man zur Tat. Am 9. 8. wurden die Arbeiten vergeben, am 18. 10. war Richtfest und am 21. 11. 1975 fand eine Feierstunde statt als Abschluß der Außenerneuerung, deren Leitung Architekt Joh. Wetzel hatte. Vorgenommen wurden folgende Arbeiten:

Aushub der Entwässerungsgräben und Einlegen von Steinzeugröhren, Kiesschüttung.

Übergehen der gesamten Natursteinflächen mit Erneuerung von Steinen (O. Holz, Mühlbach).

Ausbesserungsarbeiten an allen Hausteinteilen mit Erneuerung vieler Steine, auch an Kaffgesims, Sockelsims, Dachsim, Giebelabdeckungen (R. Reimold, Ochsenburg).

Absenkung des südlichen Seitenschiffs durch Abnehmen der Umfassungsmauer, wodurch die Seitenschiffsdecken auf dieselbe Höhe kamen.

Betongurte auf alle Mauerkronen, ferner zwei Betonträger unter die Westmauer des Turmes. Betonplatten unter und über der Glockenstube. Westgiebel in die Längsurte vernadelt. Zwei Zuganker vor den Kapellen. Die drei westlichen Arkaden mit Betongurten im Boden umfassen. (Preßbeton- und Ingenieurbau A. Wolfholz).

Neuaufbau der oberen Zone des Westgiebels, lotrecht über der nach außen geneigten unteren Zone, Neuaufbau auch des östlichen Halbgiebels des südlichen Seitenschiffs.

Instandsetzen und Verputz des Mauerwerks.

Umfangreiche Zimmerarbeiten (Koch & Mayer). Herausnahme der Holzgewölbe, Wiederverwendung der Dachbalken für die neuen Flachdecken. Neuer Langhausdachstuhl, Biberschwanzdeckung erneuert. Neuer Turmhelm mit Beschieferung. Kreuz und Hahn von Restaurator N. Malek behandelt; neuer Kupferknauf.

Erneuerung der Sakristei unter Veränderung der Dachform und Verwandlung des Südfensters in eine Türe.

Umfangreiche Flaschnerarbeiten.

Schaffung einer geschlossenen Vorhalle zwischen den mittleren Strebepfeilern der Westwand.

Neugestaltung der östlichen Türe der Südwand unter Versetzen des Tympanons ins Innere und Anbringen der Archivolte im Durchgang der Türe gegen das Innere.

Die Innenrestaurierung 1978/79

Sie fand wiederum unter Leitung von Architekt J. Wetzel statt und wurde mit einer Feierstunde am 13. 4. 1980 abgeschlossen:

Abnahme und Restaurierung der Grabsteine und Grabmale, Neuaufstellung.

Erneuerung aller Hausteinteile mit Auswechseln der Steine, wenn nötig, sowohl an Stützen als auch Arkadenbögen, Gurten und Rippen, ebenso an den Bildnischen des Chors und der Nische östlich im südlichen Seitenschiff.

Neuer Fußboden unter Verwendung alter Steine. Holzpflaster unter dem Gestühl, das neu entstand. Neue Chorstufen.

Abbinden und Einbauen der Deckenkonstruktion, Einbau von Treppe und Laufgang.

Erneuerung der Fensterverglasung, wobei die alte Scheibe der Taufe Christi eine Schutzscheibe erhielt (A. Saile).

Freilegen der frühgotischen Quaderbemalung im Mittelschiff durch Restaurator K. Elsässer, der alle Wandflächen, auch die Fenstergewände behandelte und die Rippen faßte, ferner die Wandgemälde im Chor restaurierte (siehe unten). Freilegung der Wandflächen und Gewölbefelder in der Sakristei ohne Befund.

Elektroinstallation mit Pendel und Wandleuchten, auch elektrische Heizanlage. Chorbeleuchtung durch Strahler.

Kupferblechverkleidung der Türen.

Von den Leichengottesdiensten abgesehen, finden seit den Restaurierungen regelmäßige Gottesdienste in der Kirche statt: jeden 1. Sonntag im Monat, an Himmelfahrt, am 2. Oster- und 2. Pfingstfeiertag, an Karfreitag.

Rätselhafte Bildwerke¹⁴⁾

Drei Bildwerke sind es, die ob ihrer rätselhaften Bedeutung seit jeher die Aufmerksamkeit der Kirchenbesucher und Forscher erregten: Ein Tympanon mit aus dem Block ausgespartem Flachrelief einer merkwürdigen Handlung, eine Archivolte mit scheinbar ornamentalen, in Wahrheit symbolischen Flachreliefs und das stark verwitterte Relief eines höchst seltsamen Figürchens im Westen. Das Tympanon befand sich bis 1977 über der südöstlichen Tür und ist jetzt an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffs angebracht. Die Archivolte war unterhalb des Tympanons eingezogen und hat nun ihren Platz im Durchgang jener Türe gegen das Innere. Das Figurenrelief kam von der äußeren Westwand an die innere.



Johanniskirche. Tympanon mit Relief einer symbolischen Handlung synkretistisch christologischer Bedeutung. Frühes 13. Jahrhundert. Jetzt an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffs. Foto: Dürr

Da Tympanon und Archivolte zusammengehören, seien sie zuerst besprochen und zwar zunächst von der Form her. Im Tympanon ist eine figürliche Szene zu sehen; die Figuren wenden sich alle frontal heraus. Rechts steht ein Mann in einem gegürteten Gewand, das wir von den Laienbrüdern des Hirsauer Eulenturms her kennen, den linken Arm abgewinkelt in die Hüfte gestemmt, den rechten abgewinkelt erhoben. Die Richtung der ausgestreckten Hand weist auf einen oberhalb des Blickfeldes, aus einer eigenen Vertiefung herausgemeißelten, tauförmig gedrehten Reif. Hinter der Hand erscheint ein

becherartiges Gebilde. Bei der Primitivität der Formen muß man es für möglich halten, daß die Hand den Becher fassen und jenem Reif entgegen halten sollte. Links neben dem Mann steht eine kindhafte Gestalt in einem etwa bis zu den Knien reichenden, rockartigen Kleid; der linke Arm ist gesenkt, die Rechte liegt an der Leibesmitte. Es folgt eine niedere dreieckige Erhebung. Jenseits dieser steht eine wiederum mit einem Rock angetane größere Gestalt, die Hände vor dem Leib gekreuzt. Ganz links wendet sich auf einem Sitz, den Fuß gegen eine flache Erhöhung gestemmt, ein Kahlkopf mit geteiltem Kinnbart heraus, die Rechte am Herz, die Linke erhoben zu einem seltsam deckelförmigen, schrägen, prismatischen Gebilde.



Johanniskirche. Segmentbogenarchivolte mit symbolischen Flachreliefs von Heils- und Lebensbedeutung (jetzt mit Durchgang der östlichen Tür ins südliche Seitenschiff). Frühes 13. Jahrhundert.

Foto: Dürr

Die segment- bis korbbogige Archivolte wird durch drei Rollen quergeteilt, über die hinweg ein Grat läuft, der die ganze Archivolte der Länge nach durchzieht. So entstehen vier Felder. In einem erscheint ein Mann mit angelegten Armen in einem Gewand, von dem nur die Kniehose zu erkennen ist; er steht auf einer Lilie, deren Spitze rautenförmig ausgezogen ist. Im benachbarten Feld erblicken wir fünf Rauten übereinander. Im dritten Feld läuft eine lappige Blattranke durch, im vierten sieht man ein gefiedertes Blatt. Obwohl das Tympanon aus einem hellen, die Archivolte aus einem rötlichen Sandstein gehauen ist, gehören sie stilistisch zusammen, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Archivolte gut erhalten, das Tympanon verwittert ist. Dieses wurde zwar 1904 unter dem Putz hervorgeholt – man hört von einem neu aufgedeckten „Renaissanceportal“ –, muß aber jahrhundertlang frei gelegen haben. Die entsprechenden Unterschiede eingerechnet, besteht völlige Übereinstimmung zwischen dem auf der Lilie stehenden Mann der Archivolte und den Tympanonfiguren, so in der Modellierung der Nasen oder der Hände, der Kopfform, der Art, wie die Arme an die Schultern ansetzen usw. Was die

lappige Blattranke angeht, so finden wir sie genau wieder am rechten Kämpfer des Westportals, während wir am linken Kämpfer den tauförmig gedrehten Ring des Tympanons erkennen. Da die Kapitelle, die mit den Kämpfern aus einem Stück gearbeitet sind, ihre Vorbilder im Maulbronner Laienrefektorium haben, ist es nicht anders möglich, als daß Archivolte und Tympanon aus der Bauzeit der Johanniskirche stammen. Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir das Vorbild der Archivolte hinsichtlich ihrer Rollen und des durchlaufenden Grates an den Mondsichelkonsolen des Maulbronner Paradieses, Refektoriums und südlichen Kreuzgangflügels finden¹⁵⁾. Es wird deutlich, daß die Brackenheimer Archivolte die Kenntnis jener Konsolen voraussetzt und nichts anderes darstellt als eine ihrer Gestalt angepaßte Primitivisierung. In Maulbronn gibt es sogar ein entferntes Vorbild des Mannes auf der Lilie, nämlich eine Figur am Gewände einer Rundbogentüre im Obergeschoß des westlichen Konventflügels (bei der Winterkirche), wobei auf die Gesamtmodellierung und die Hände zu weisen ist. Über diesem Männchen sieht man ein Rad aus sechs lanzettförmigen Speichen wie am linken Kämpfer des Westportals der Johanniskirche, dazu rund um die Türe weitere Räder und Zeichen, auf Grund derer J. Weitzsäcker die Türe als Kalenderportal deutete. So viel ist gewiß, es gibt in Maulbronn nicht nur Hochformen, die in Brackenheim primitivisiert wurden, sondern auch primitive, von bedeutendem symbolischem Gehalt, die sich in Brackenheim auswirkten.

Es verbietet sich also die Annahme der Herkunft von Tympanon und Archivolte aus vorchristlicher Zeit. Indessen, gerade hier liegt die Schwierigkeit einer Deutung der Reliefs. Denn die Frage muß nun lauten: Welche Bildinhalte sind um und nach 1200 möglich? Der Verfasser dachte 1959 hinsichtlich des Tympanons an die Darstellung des Trinkens der Johannisminne – das Minnetrinken entsprang einem Totengedächtnis-trunk¹⁶⁾ – in Verbindung mit Bräuchen des Johannistages. J. Weitzsäcker¹⁷⁾ verfolgte die einzelnen Motive weit zurück, wobei er nicht nur bezüglich der dreieckigen Erhebung im Tympanon an den „stallr“ denkt, der das germanische Heiligtum absonderte, sondern auch bei dem tauförmig gedrehten Ring an eine alte Licht- und Sonnenbedeutung, bei der auf das Herz gelegten Rechten des Sitzenden an eine Beteuerungs-geste und bezüglich dessen zu jenem dachförmigen Gebilde erhobener Linken an einen Schwur auf den Herdbalken usw. Verblüffend ist die Verwandtschaft in der Haltung des rechts Stehenden mit Flachreliefs auf Grabmalen der Bogomilen. Wir können nur vermuten, daß es sich bei dem Bogenfeld um eine Wiedergabe geheiligter Bräuche handelt, die aus vorchristlicher Zeit überkommen waren, von der Kirche aufgenommen und umgedeutet wurden. Ohne eine solche Umdeutung wäre auch der Einbau des Tympanons über dem Südostportal der Kirche unmöglich.

Ähnliches gilt für das Flachrelief der Archivolte, wenn man auch hier der Symbolik näher kommt. Die Lilie, auf der das Männchen steht, ist ein Symbol des Lebens, auch in christlicher Sicht. Die Rauten haben im Volksglauben Fruchtbarkeitsbedeutung. Der wellenförmigen Blattranke kann die Vorstellung eines ewig unendlichen Lebens zugrunde liegen. J. Weitzsäcker deutet deshalb das Männchen als den „Heilbringer Heiland“ zur Zeit der Wintersonnenwende (gesenkte Arme), die Rautenreihe als Mutter Erde, die Ranke als einen Hinweis auf den allebendigen Vatergott und das gefiederte Blatt als eine Erinnerung an die Weltesche. Eines ist sicher, daß hier ein synkretistischer Volksglaube seinen Niederschlag gefunden hat.

Das dritte Relief befindet sich seit 1978/79 insofern an einer falschen Stelle, als es, wie viele außen im Westen angebrachten Bildwerke, dem Zweck des Bannens von Bösem, Unholdem im Bilde diene. Es ist eine anscheinend weibliche Figur mit angezogen gespreizten Beinen, die Hände erhoben zum Mund des übergroßen Kopfes, indem sie die Mundwinkel auseinanderzieht. Bei dem starken Verwitterungsgrad läßt sich nicht Genaues über ihre Entstehungszeit sagen. Sie ist, in jener Bedeutung, um 1200 nicht unmöglich, doch könnte auch die Übernahme einer Figur aus vorchristlicher Zeit und deren Verwendung zum bezeichneten Zweck möglich sein.



Johanniskirche. Relief vermutlich eines weiblichen Fruchtbarkeitsdämons, wohl apotropäischer (dämonenabwehrender) Bedeutung. Einst westlich außen, jetzt innen. Vorchristlich? Foto: Dürr

Die Wandgemälde

Die Wandgemälde im Chor wurden 1902 entdeckt, wie dem Protokoll des Kirchengemeinderats vom 25. 6. zu entnehmen ist. Nach dem Eintrag vom 19. 2. 1903 ist die „Herstellung der Gemälde an der Ostwand des Chors“ beendet. Die Restaurierung geschah durch Kunstmaler Karl Wennagel. Die Bilder der Chorseitenwände waren bis 1904 – wie es scheint, indessen nicht ganz – freigelegt und restauriert. Die Pfarrbeschreibung von 1905 schreibt von der „Doppelreihe von 12 Propheten (oben) und 12 Aposteln“ (unten). Merkwürdig sind die Bemerkungen in den Tagesrapporten vom 21. bis 24. 9. 1908, wonach Maurer die Gemälde im Chor abwaschen und -schaben, und am 22. 9. heißt es zusätzlich: „Die beiden vorderen Fensterlaibungen im Chor abgekratzt, abgewaschen und teilweise abgezahnt“, am 25. 9.: „Die Laibungen der hinteren Fenster im Chor abgekratzt und abgewaschen.“ Maler Ed. Pfennig, der 1908–1909 die Gewölbe in Chor, Sakristei und Kapellen mit ornamentalen Jugendstilmalereien versah, die 1978/79 beseitigt wurden, bemerkt am 23. 1., für die Bilder im Chor nehme er hinsichtlich des Ornamentalen eine Hilfe.

Diese Nachrichten sind nur dann sinnvoll, wenn wir annehmen, daß die ornamentalen Malereien der Fenstergewände, vielleicht nach festgestellten Resten, von Pfennig ausgeführt wurden und er in gleicher Weise die Ornamentik der Wände behandelte. Dann ist es auch zu erklären, daß der 1978–1979 in der Kirche tätige Restaurator K. Elsässer in seinen Rechnungen aufführt, er habe die Fensterlaibungen „hinter dem Chorbogen nach Resten einer Originalfassung“ sowohl an der Nord- wie an der Südseite restauriert und auch „den Dekor über den Fenstern nach vorhandenem Motiv neu gestaltet“. Und hinsichtlich des Ostfensters lesen wir: „Neugestaltung der ornamentalen gotischen Malerei in der Fensterlaibung nach Resten der Originalfassung“. Wir werden somit gut tun, die ornamentalen Motive weithin als Rekonstruktionen der alten Muster anzusehen. Pfennig arbeitete jedoch auch an den Chorwandgemälden selber. Er erhielt für ihre „Auffrischung“ die hohe Summe von 500 Mark. Dabei muß er weitere Reste freigelegt haben. In einer 1934/35 veröffentlichten Aufzeichnung von Dekan G. Pezold⁸⁾, deren Jahr nicht feststeht, heißt es, die Bilder seien im Jahr 1904 von einer dicken Tünche befreit worden, „es konnten jedoch leider nicht alle Gemälde mehr aufgedeckt werden.“ Jeremia oberhalb Petri kannte Pezold überhaupt nicht; von ihm ist heute der untere Teil nebst Schriftband zu sehen. Von Zephanja, der in voller Figur, allerdings wie Petrus ohne Binnenzeichnung, zu sehen ist, war „bloß noch der Name vorhanden“. Von Micha, dessen linker oberer Teil fehlt, waren „nur noch einige Farbspuren übrig“. Matthäus und Simon sind auch jetzt nur in den Köpfen zu erkennen; von Matthäus gewahrt man schwach auch das Schwert. Bei Matthias sind Kopf und Buch erhalten. Obadja fehlt bis auf den untersten Teil. Völlige Fehlstellen sind die westliche Achse der südlichen und der nördlichen Seitenwand, dazu die nördliche Chorbogenwand. Der Grad der Erhaltung ist also recht unterschiedlich. Dasselbe gilt für die Schriftbänder (siehe unten).

Davon abgesehen erblicken wir in zwei Zonen übereinander unten Apostel-, oben Prophetenfiguren, jeweils mit Schriftbändern. Unter den Aposteln zieht sich ein Fries hin, der aus einem Band besteht, längs dessen spitzwinklig in die Tiefe gebrochene Prismen gereiht sind, ein bezeichnenderweise stark tiefenräumliches Ornament. Darüber stehen vor mattgrünem Grund die Gestalten der Apostel in Gehäusen mit ansteigendem Boden und ruten, in Bögen durchbrochenen Seitenwänden. Auch hier ist ein perspektivischer Eindruck beabsichtigt. Zwischen den Gehäusen stehen schlanke Säulchen mit Basen und Kapitellen. Über einem schwarzen Zinnenfries hebt ein wiederum steigender Fliesenboden an aus einem goldenen Rauten- und Punktemuster. Auf ihm stehen die Propheten, in ihrem Rücken eine rote Wand. Den Abschluß bilden nischenartige Abwölbungen, über denen eingebogene krabbenbesetzte Dreiecksgiebel ragen. Auch über die Spitzbögen der Fensternischen ist ein krabbenbesetztes und liliengekröntes Band gezogen. In den Fensternischen sehen wir senkrechte, mit Rosetten durchsetzte Blattstäbe.



Johanniskirche. Wandbilder der Apostel und Propheten an der nördlichen Ostwand und östlichen Nordwand des Chors. Um 1400.

Foto: Dürr



Johanniskirche. Wandbilder der Apostel und Propheten sowie Johannes d.T. an der südlichen Ostwand und der östlichen Südwand des Chors. Um 1400 (Johannes d.T. älter).

Foto: Dürr

Innerhalb der beschriebenen Einteilung ist jeweils ein Apostel einem Propheten zugeordnet. Es wird jedoch deutlich, daß sich vor allem die Propheten nicht uns zuwenden, sondern sich in überdrehten Stellungen und mit lebhaften Kopfwendungen einander zukehren. Bei den Propheten der Schlußwand geschieht dies in einer gemeinsamen Nische und mit großer Lebhaftigkeit. Unwillkürlich denkt man an ein „*theatrum sacrum*“, und ein solches wird uns hier im Sinne der mittelalterlichen Mysterienspiele tatsächlich vor Augen geführt. Nur Johannes d. T., in der Ostwand rechts unten, fällt aus dem Rahmen heraus und stört das „Spiel“. Er war mit Jakobus d. J. übermalt, den man jedoch um der Figur des Kirchenheiligen willen entfernte. Diese weist stilistisch auf eine um etwa 100 Jahre ältere Ausmalung. Zwar ist das Bild stark übergegangen, aber es wird dennoch deutlich, daß sich ihre flächig frontale Haltung, der lineare Faltenstil und die nur zeichnerischen Andeutungen eines Bodens und zweier Bäume wesentlich von der welterschlossenen Sehweise unterscheiden, die wir an den Aposteln und Propheten gewahren.

Um die Erforschung dieser Chorwandbilder hat sich Dekan Pezold verdient gemacht, wobei er ihnen eine verwandte Folge von spätgotischen Statuen in Blaubeuren entgegenstellte, ja sogar jene nach dieser ergänzte. Er erkannte, daß es sich dabei um eine Verbildlichung des Credo handelt, genauer gesagt um die Verkörperung der verschiedenen Artikel des Glaubensbekenntnisses in den Aposteln, denn jedes Schriftband enthält einen dieser Artikel, und dies in Verbindung mit alttestamentlichen Hinweisen auf diese Artikel in den Schriftbändern der Propheten. Hierüber liegt eine gute Untersuchung von E. Wernicke¹⁹⁾ vor, aus der hervorgeht, daß die Verbindung der verschiedenen Artikel des Credo mit den Aposteln auf eine Legende zurückgeht, wonach die Apostel in gemeinschaftlicher Beratung unter Leitung des Heiligen Geistes die Glaubenssätze zusammensetzten (vgl. die *Explanatio Symboli ad initiandos* des hl. Ambrosius, die *Explicitio in Symbolum Apostolicum* des Rufinus von Aquileja und schließlich die pseudoaugustinischen *sermones de symbolico*). Die Absicht, die zwölf Artikel des Credo in den zwölf Apostelbildern zu personifizieren, dürfte in der Folge überall dort anzunehmen sein, wo das Apostelkollegium mit Schriftbändern und in auffälliger Zuordnung zu zwölf Propheten auftritt. Deren Hinzufügung nun beruht auf dem alten Gedanken der *concordia veteris et novi testamenti*, also der später zur Ausbildung „typologischer“ Bildbezüge führenden Entsprechung zwischen Altem und Neuem Bund im Sinne von Verheißung und Erfüllung.

Die Reihenfolge der Apostel ist dabei aus Lukas 6, 14–16 abgeleitet, jedoch in einer Umstellung, die bereits in dem genannten pseudoaugustinischen Sermon des 6. Jh. begegnet: Thomas und Jakobus rücken zwischen Johannes und Philippus, wohl um Thomas das Bekenntnis der Auferstehung Christi in den Mund legen zu können.

In all dem stimmt das jüngere Blaubeuren mit Brackenheim überein, nicht aber in der Verbindung der Apostel mit den Propheten. In Brackenheim steht über Petrus Jeremia, nicht Mose, über Johannes Ev. Daniel, nicht Habakuk, über Bartholomäus Haggai, nicht Salomo und über Matthäus Zephanja, nicht Jeremia. Gerade hierin aber stimmt nun Brackenheim mit den *ludi de fide catholica*, einer Handschrift von 1391, überein. Diese Spiele wurden am Fronleichnamstag aufgeführt und wollten nichts anderes sein, als eine „Dramatisierung des Credo mit besonderer Beziehung auf das Altarsakrament. Der Schwerpunkt der dramatischen Handlung . . . liegt aber in der Gegenüberstellung von Weissagung und Erfüllung.“ Es steht also so, daß Brackenheim gerade durch die Züge, die es von Blaubeuren scheidet, mit diesem Fronleichnamsspiel und anderen dadurch angeregten Zyklen – so in Gardelegen – verbunden ist. Die Chorwandbilder der Johanniskirche sind eine gerade im Altarraum angebrachte Verbildlichung dieses Fronleichnamsspiels. Deshalb die so ausgeprägte, dialogisch zugespitzte Beziehung der Figuren untereinander in beredter Mimik und in sprechenden Gesten. Wir verstehen nun auch den eigentlichen Sinn des freilich älteren Grablegungsbildes in der Ostnische des Chores. Es war eine Stimme in dem großen Passionsschauspiel des Raumes.

Die Inschriften der Schriftbänder lauten ohne Namen und Kapitelhinweise (Unleserliches und Fehlstellen in Klammern ergänzt, Abkürzungen ausgeschrieben):

Nordwand

- Jeremia 3,19 : pa(trem vocabis me et post me ingredi non cessabis)
 Petrus : credo in deum patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae
- David Ps. 2,7 : (Dominus dixit ad me : filius meus es tu ego hodie genui) te
 Andreas : et in Jesum Christum, filium eius unicum, dominum nostrum
- Jesaja 7,14 : Ecce virgo concipiet et pariet filium
 Jakobus d. Ae. : quí conceptus est de spiritu sancto, natus ex Maria virgine

Ostwand

- Daniel 9,26 : Post sexaginta duas hebdomades occidetur Christus
 Johannes Ev. : passus sub Pontio (Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus est)
- Hosea 13,14 : O mors ero mors tua, morsus tuus ero, inferne
 Thomas : descendit ad inferos tertia die resurrexit a mortuis
- Amos 9,6 : Qui edificat in coelo ascensionem suam
 (Jakobus d.J. : ascendit ad coelum, sedet ad dextram patris omnipotentis)
- Joel 4,2 : In vallo Josaphat judicabit omnes gentes
 Philippus : (inde venturus est judicare vivos et (mortuos)

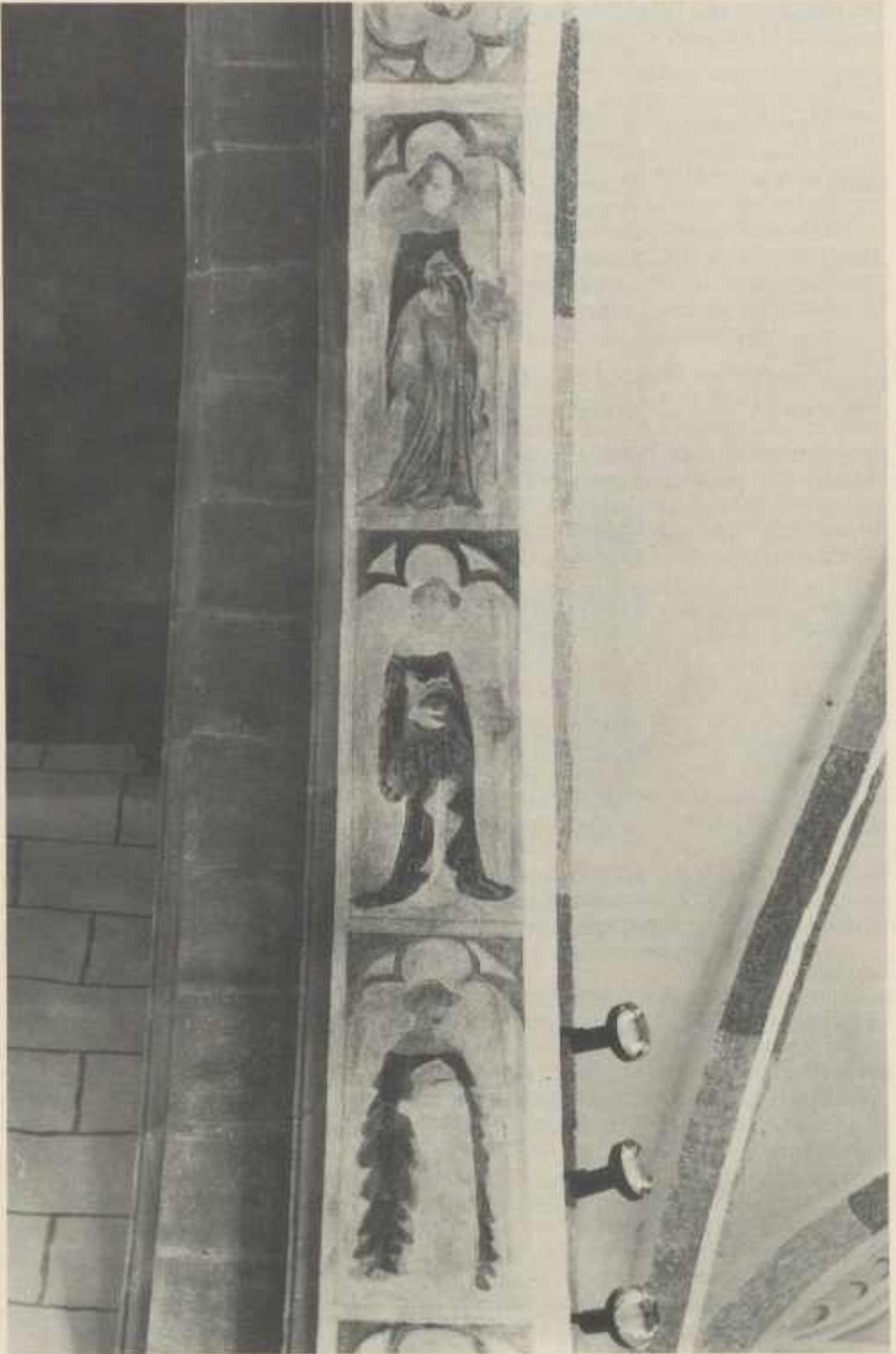
Südwand

- Haggai 2,5 : Spiritus meus erit in medio vestrum
 Bartholomäus : credo in spiritum sanctum
- Zephanja 3,17 : (domi)nus (deus tuus in medio tui fortis, ipse salvabit)
 Matthäus : (san)c(tam) e(ccle)siam catholicam, sanctorum communionem
- Micha 7,19 : (deponet) omnes iniquitates (no)stras (et projiciet in profundum maris omnia peccata nostra)
 Simon : (remissionem) peccatorum
- Sacharja 8,7 ? : leeres Feld
 Judas Thaddäus : (carnis resurrectionem) leeres Feld

Südliche Chorbogenwand

- (Obadja 21 ?) : (et ascendent salvatores in montem Sion judicare montem Esau et erit domino regnum ?)
 Matthias : et vitam (aeternam).

Wenden wir uns der Form der Brackenheimer Bilder zu, so ist wichtig zu erkennen, daß sie in den Dienst des dialogischen Spiels alles stellen, worüber die Kunst der Zeit um 1400 zu verfügen hatte. Bezeichnend ist das Bestreben, der Bildfläche Räumliches und Körperhaftes einzuverleiben, ohne daß darum der geistige Erscheinungszusammenhang innerhalb dieser Fläche verloren geht. Wir befinden uns in der Zeit eines keineswegs schon wissenschaftlichen, sondern kindlich unerfahrenen, perspektivisch nicht exakten und anatomisch nicht korrekten, gefühlsmäßigen Naturalismus. Tragend bleibt die expressive Ausdrucksgebärde, die sich nicht nur in Haltung und Gesten der Figuren



Johanniskirche. Wandbilder t6rlicher Jungfrauen am n6rdlichen Chorbogen. Um 1400.

Foto : D6urr

äußert, sondern auch in ihrer lebhaften Faltsprache, die insofern tatsächlich „Sprache“ ist, als sie dazu dient, die Aussage mitzuformen. Darin ist noch ganz die gotische Linie am hinschreibenden, ergriffenen und ergreifenden Dichten.

Wer war der Maler dieses Zyklus? Er muß einer der Großen seiner Zeit gewesen sein, den man von weither rief. Denn wir bemühen uns vergeblich, seinen Spuren in den freigelegten Wandbildern der nahen und fernen Umgebung zu begegnen. Er kommt aus dem Elsaß. Es handelt sich um den Meister der Kolmarer Kreuzigung, die heute im Unteren Lindenmuseum Kolmar hängt ²⁰⁾ und von einem Altar des dortigen Martinsmünsters stammen dürfte, wofür man sicher einen namhaften Meister zuzog. Berücksichtigt man die Unterschiede des Formats und der verschiedenen Technik, so kann es keinen Zweifel geben, daß wir in Brackenheim denselben Maler vor uns haben. Hier wie dort dieselbe bühnenartige Vordergrund. Hier wie dort vor allem dieselben figürlichen Motive; insbesondere der überdreht stehende, die flachen Hände erhebende, das Haupt zurückwerfende Johannes der Kolmarer Tafel mutet wie einer der Brackenheimer Propheten an. Auch herrscht im Kolmarer Bild dieselbe Vorliebe für das Reden mit den Händen und für zurückgeworfene Köpfe. Aber auch die Modellierung der Gesichter, etwa beim Kolmarer Longinus, ist dieselbe. In beiden Fällen auch bleibt, trotz des Bestrebens, in Haltung und Bewegung der Figuren Wirklichkeitsnähe einzubringen, das lineare Faltenleben das Tragende, was die schwingenden Faltsäume fördern. Das Kolmarer Bild wird in die Zeit um 1400 datiert; seine Schulwirkung will man in mehreren Werken der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts erblicken. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir den Brackenheimer Zyklus ebenfalls in die Zeit um 1400 setzen.

Von demselben Meister sind die Klugen und Törichten Jungfrauen, die in herkömmlicher Weise in der Laibung des Chorbogens angebracht wurden: hochmodische Frauengestalten ihrer Zeit. Auch sie stehen in kleinen, mit kleeblattähnlichen Bögen geschlossenen Nischen.



Johanniskirche. Nische der inneren Chor-Ostwand mit Fresko der Grablegung, um 1300. Foto: Dürr

Das Fresko der Grablegung in der Bildnische der Chorschlußwand, das thematisch so gut zu dem bildlichen Fronleichnamsspiel der Hochwände paßt, dürfte fast 100 Jahre älter sein. Die Ursache dafür, daß von den erhaltenen Resten eine packende Wirkung ausgeht, liegt in ihren kargen Formen. Träger der Komposition ist ausschließlich die durch den dargestellten Inhalt bestimmte Linie. Während die Apostel und Propheten durch ihr beredtes Wesen überzeugen, beeindruckt dieses Bild tief durch sein Schweigen.

Das liebliche Bild der Muttergottes im Rosengarten rechter Hand unten und die Rosenranken der unteren Chorschlußwände dürften im frühen 15. Jahrhundert gemalt worden sein.

Im Einzelbild Johannes d. T. begegnen wir dem vornaturalistischen Stil des frühen 14. Jahrhunderts. Man schaue die blasenartigen Gebilde der Bäume an! Und doch beglückt es, wahrzunehmen, in welchem innerem Reichtum diese Gestalt, unabhängig von Außen- und Umwelt, ganz auf ihre Bedeutung hin da ist, auf das Lamm, das sie ausgestreckt darbietet.

Das Wandgemälde an der südlichen Außenwand wurde 1908 von Pfennig freigelegt und 1978/79 restauriert. Es stellt eine Kreuztragung dar, die aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen dürfte, an der es jedoch nicht mehr viel alten Bestand gibt. Sie war eine Bildpredigt für Leidtragende. Von den Überresten eines Christophorus, westlich davon, ist jetzt nichts mehr zu sehen. Da nach alter Meinung der Anblick seines Bildes vor einem unversehnen Tod, d. h. einem Tode ohne zuvor empfangenes Sterbesakrament, bewahrte, war er früher an oder in jeder Kirche zu sehen.

Glasgemälde

Eine besondere Kostbarkeit besitzt die Johanniskirche in ihrem östlichen Chorschlußfenster. Dies in doppelter Hinsicht. Die sehr schöne und für ihre Zeit unerhört moderne, ornamentale Jugendstil-Verglasung schuf 1908 V. Saile, Stuttgart, nach einer Zeichnung von Prof. Th. Fischer. In sie ist unten eine Scheibe aus dem frühen 14. Jahrhundert eingelassen, deren Stil auf den Oberrhein weist. Sie wurde 1908 restauriert, wobei man untergeordnete Teile, so eine Stelle an der linken Schulter Johannes d. T., erneuerte; 1978/79 kam sie unter eine Schutzscheibe. Man erblickt die Taufe Christi in einer oben kielbögig zusammengeführten, von einer Kreuzblume gekrönten Rahmung. Johannes rechts erhebt die Hand mit der Taufschale über Jesus, der in einem, von zwei Fischen belebten, Wasser steht.

Das Glasgemälde des Soldanwappens im Bogenfeld der südlichen Sakristeitüre von 1903 wurde erwähnt.

Die Ausstattung

Der Altar stand vor 1908 vor den Chorstufen und wurde damals an seinen heutigen Ort im Chorschluß versetzt. Sein Stipes ist neu, die Mensa wurde abgeschliffen²¹⁾. Der holzgeschnitzte Gekreuzigte des Altarkreuzes kommt aus der Kirche auf dem Michelsberg, wo er durch einen Blitzschlag schwer beschädigt wurde, um 1912 nach Wiederherstellung hier aufgestellt zu werden. Er gehört schon der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts an. Die 1908 umgearbeitete Kanzel von 1772 ist jetzt durch ein transportables Pult ersetzt. 1772 war sie an den „Pfeiler im Chor“ gekommen; der Zimmermann mußte damals „einen neuen Gang von der Sacristey oben herüber, daß man zur Kanzel gehen kann“, machen; hierauf sind die Unregelmäßigkeiten in der Nordwand der Sakristei zurückzuführen. Wahrscheinlich 1834 hatte man die Kanzel an den zweiten Pfeiler der nördlichen Langhausarkade versetzt, wo sie auf einer alten Photographie zu sehen ist, doch war sie



Johanniskirche. Glasgemälde der Taufe Jesu. Scheibe des frühen 14. Jahrh. im Fenster von 1908.

Foto: Dürr

schon vor 1772 an einem Langhauspfeiler gewesen. Die Öffnung eines einstigen Lichtschachtes östlich in der südlichen Obergadenwand läßt vermuten, daß sie schon in nachreformatorischer Zeit ihren Platz am Choreingang gehabt hatte, wohin sie 1772 und wieder 1908 kam.

Das einzige alte Ausstattungsstück ist der Taufstein, der 1908 aus einem Garten, wohin er abgewandert war, wieder in die Kirche zurück kam. Das unten gekehlt eingezogene, halbkugelige aber zu einem Achteckrand hochgezogene Becken ist reich mit Maßwerk verziert; der Achteckfuß ist neu. Sein Meister wird Hans Spryß sein. G. Aßfahl dürfte zu Recht vermuten, daß die halbkugelige romanische Taufkufe in der Haberschlachter Kirche – seit 1472 Pfarrkirche mit Taufrecht – zu spätmittelalterlicher Zeit aus der Johanniskirche dorthin kam ²²⁾.

Die im Turm hängende Glocke wurde erst im Deutschen Glockenatlas nach ihrem Wert erkannt ²³⁾. Ihre Datierung wird dadurch erschwert, daß sie inschriftlos ist; das genannte Werk setzt sie noch in das 13. Jahrhundert. Sie ist 220 kg schwer, 58 cm hoch und mißt im Durchmesser 75 cm; ihr Ton ist c" + 2/16. 1974 wurde sie geschweißt, da sie tief ausgeschlagen war, auch fehlten zwei Kronenhenkel.

Der Glockenstuhl ist auf 1772 bezeichnet und trägt die Namen des Heiligenpflegers Gottlieb Beuttner und des Werkmeisters Christian Ulrich Sihler, der bei der damaligen Erneuerung maßgeblich mitwirkte. An einem Holz liest man die Jahreszahl 1642 und mehrere Anfangsbuchstaben von Namen, wie überhaupt der ganze Glockenstuhl stark zusammengesetzt ist und neuerdings in mehreren Teilen erneuert wurde.

Die Johanniskirche als Grablege

Die Bedeutung der Johanniskirche als Grablege tritt nicht nur in überlieferten Nachrichten hervor, sie erhellt auch aus den nachweisbaren Gräften sowie den Grabsteinen und Grabmalen, die erhalten sind oder von denen wir wissen.

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich dabei zunächst auf die Grablege der Herren von Magenheim, mit der die starke Überhöhung des Chors zusammenhängt. Indessen, hierüber ist nicht viel in Erfahrung zu bringen. In den Tagesabrechnungen vom 25. 4. 1908 ²⁴⁾ lesen wir dies: „Im Chor die Gewölbe der beiden Gruften abgebrochen.“ Das ist alles. Nach der handschriftlichen Chronik des Güglinger Präzeptors Elben von 1775 ²⁵⁾ hat man „eine große Menge ausgezeichnete Grabsteine von Grafen und Freyherrn“ zu einem „Kanal um die Kirche“ (gemeint ist der nördliche und östliche „Kandel“) benützt, „wodurch viele Wägen Stein erspart wurden“. Derselben Quelle entnehmen wir folgende Bemerkung: „Die Felsenstücke der Erchinger aber wurden aus dem Chor ausgehoben, Inschrift und Wappen abgespalten und dargegen der unsterbliche edelvester Vögte, wohlweiser Stadtschreiber und großachtbarer Consuls eingätzt“. Es ist also durchaus möglich, daß einige großformatige Grabmale auf solche „Felsenstücke“ zurückgehen. Daß Egeno und Erkinger von Magenheim im Chor der Johanniskirche beigesetzt wurden, ist eingangs erwähnt worden. Klunzinger gibt die Inschrift des Steines für Egeno, der als „rector“ (Kirchherr) angesprochen wird; auch sein Wappen war darauf zu sehen und ein zweites mit Fahne. Von Klunzinger kennen wir auch die Grabinschrift von Erkinger.

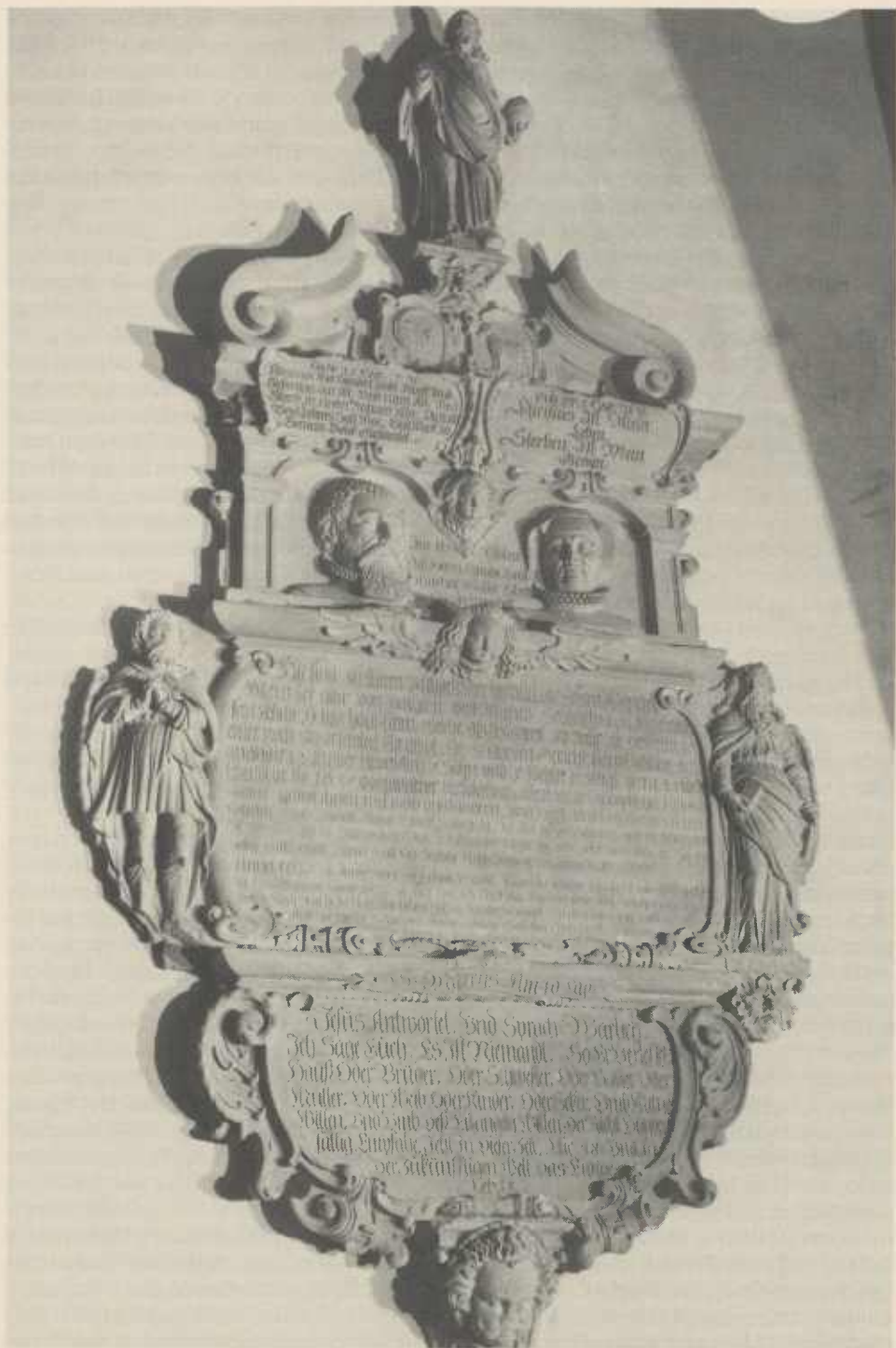
Ähnlich steht es mit den Grabsteinen der in einer eigenen Kapelle beigesetzten Soldan (siehe oben). Strieder überliefert die Grabinschrift für Joh. Soldan, † 1328.

Auch den Grabsteinen und Grabmalen von Privat- und Amtspersonen haben Zeiten und Witterung arg mitgespielt. Bis 1908 ²⁶⁾ lagen viele im Fußboden der Kirche und wurden, sofern sie nicht mit Brettern bedeckt waren, abgetreten. Dann erhob man sie, wobei einige mehr zutage traten als Bertsch ²⁷⁾ vermeldet, um sie an den Wänden aufzustellen. Dies war auch deshalb nötig, weil man den Fußboden tiefer legte. Damit wiederum hängt die Auffüllung der Gräfte im Langhaus zusammen. Es waren ihrer acht. Hierüber gibt es

zwei Berichte und Zeichnungen. Es handelt sich bei den in diesen Beigesetzten durchweg um Personen des 17.–18. Jahrhunderts. In der Nordostecke war eine auf 31. 1. 1623 bezeichnete Doppelgruft mit den Gerippen eines Mannes und einer Frau, von denen ersteres in „schwarzer Kavalierskleidung“ steckte. Eine ergreifende Einzelheit berichtet Pfarrer Schlenker in einem Brief vom 25. 2. 1911 über die Öffnung eines Kindergrabes zu jener Zeit: „Das Kind in Grüftlein Nr. 7 bleibt mir immer in Erinnerung. Bei Öffnung des Gruftdeckels lag es in seinem Häubchen friedlich da, wie ein eben eingeschlafenes Kind, mit dem Luftzutritt jedoch sank es auf einmal in Schutt und Asche zusammen.“ Alle Gräfte waren, bis auf diese, gestört, d. h. einmal geöffnet worden.

Dem aufmerksamen Beobachter bieten die Grabsteine und Grabmale eine Art kulturgeschichtlichen Längsschnittes durch Brackenhaims Vergangenheit. Am Anfang stehen Priestergrabsteine, die außer einer Umschrift mit Angabe von Namen und Todestag im Felde einen Kelch als Zeichen ihrer priesterlichen Würde zeigen. Nur der Stein von Dr. Joh. Emhart ist aufwändiger geformt (Nr. 14), der einmal als „alter Tübinger Sophist und Stolzist“ bezeichnet wird. Bescheidene Pfarrergrabsteine schließen sich an, aus denen der wortreichere des Superintendenten Cannstetter von Epitaphcharakter herausragt (Nr. 33). Besondere Hervorhebung verdient der Stein für Martin Berwart, auf dem man das Meisterzeichen dieses berühmten Baumeisters (Steinmetzzeichen Nr. 8) erblickt und der seine Verdienste nennt (Nr. 17). Groß ist die Zahl der Adelsgrabsteine, die meist außer dem persönlichen Vollwappen und dem des Ehegatten die Wappenschilder der „Ahnprobe“ zeigen. Mehrfach sind die Schaffalitzky von Muckadell vertreten, ein aus Mähren stammendes Geschlecht, das sich in württembergischen Diensten auszeichnete und im nahen Freudental saß. Bernhard Schaffalitzky, Generalmajor und Obrist, machte sich im Dreißigjährigen Krieg einen Namen (Nr. 30). Auch anderen hohen Militärs begegnen wir. Der kaiserliche Obrist Polykarp Zimmermann starb „an einem empfangenen Stich“ (Nr. 28). Hinzu kommen Brackenhaimer Amtspersonen, Bürgermeister usw. Und schließlich vermögen wir an den Inschriften der Grabsteine die verschiedenen geistesgeschichtlichen Strömungen abzulesen, vor allem den Barock mit seinem überschwänglichen Lebensgefühl, das im Begrifflichen so leicht zum Schwulst führt, oder die stark persönlich gefärbte Gläubigkeit des Pietismus, den Rousseau'schen Naturoptimismus und sogar die Romantik des frühen 19. Jahrhunderts.

Sechs Epitaphe sind ob ihres künstlerischen Ranges hervorzuheben, drei davon aus der Spätrenaissance; sie schlagen in ihren Gestalten die Brücke von irdischer Körperfreude zur Auferstehungshoffnung. Dies kommt einem besonders nahe im Machtolff-Grabmal der Zeit um 1614 (Nr. 23), einem wohl gegliederten Aufbau, der außer den Figuren der kontrapostisch stehenden drei Kardinaltugenden die der beiden verstorbenen Kinder in zeitgenössischer Kleidung unter der Heiligen Dreifaltigkeit zeigt. Der Formenapparat dieses Grabmals weist auf den Heilbronner Bildhauer Melchior Schmid. Die in der örtlichen Literatur mit Recht hoch gerühmten Epitaphe Mew und Steckenriet (Nr. 26 und 29) kommen aus ein und derselben Werkstatt. Sie nehmen in ihrem Aufbau in mancher Hinsicht das Epitaph des Friedrich von Forstner, † 1687, in der Freudentaler Kirche vorweg, das von B. Grünwald gearbeitet wurde († 1703). Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß unsere Epitaphe aus stilgeschichtlichen Gründen nicht allzu früh angesetzt werden dürfen und 1640/50 entstanden sein könnten, ist die Frage, ob Grünwald, der 1682 aus Berlin kam – die Grünwald sind eine Gmünder Bildhauerfamilie –, nicht schon früher hierzulande arbeitete und die Epitaphe auf einer noch der Spätrenaissance verpflichteten Stilstufe schuf. Doch machen sich in Aufbau und Ornamentik deutlich schon frühbarocke Elemente bemerkbar und die beiden seitlichen Figuren des Steckenriet-Grabmals, deren Gesichtsschnitt verblüffend an die des Forstner-Epitaphs erinnern, haben bereits ein verhaltenes, leicht barockes Pathos, wohingegen die Büsten des Wendel Mew und seiner Frau noch ganz in der formalen Überlieferung der Spätrenaissance stehen. Gerade sie jedoch sind ganz vorzügliche Arbeiten. Kunstgeographisch sind beide Epitaphe „Fremdkörper“; die Zuschreibung an Achilles Kern ist nicht



Johanniskirche. Steinepitaph für Wendel Mew d. Ae. (gest. 1630) und seine Frau (gest. 1631), sowie für Wendel Mew d. J. (gest. 1638) und seine Frau (gest. 1635).

Foto: Dürr



Johanniskirche. Steinepitaph für Martin Steckenrieth (gest. 1638) und seine Frau (gest. 1641).

Foto: Dürr

zu halten. Die Schaffalitzky'schen Grabmale Nr. 30, 31, 32 der Zeit um 1660 kommen ebenfalls aus ein und derselben, wenn auch stilistisch anders gearteten Werkstatt. Im allgemeinen neigte das 18. Jahrhundert dazu, auf den Grabmalen nur weitläufige Inschriften anzubringen, in denen die Verdienste des Verstorbenen um die Gesellschaft seiner Zeit gewürdigt werden. Auch in der Johanniskirche gibt es solche Steine, so die Nummern 40, 45, 46. Umso erfreulicher ist es, daß im nördlichen Seitenschiff zwei Rokoko-Epitaphe vorhanden sind, die sich durch künstlerische Gestaltung auszeichnen und von denen der ganze Zauber der offenen, räumlichen und malerischen Formen des Rokoko ausgeht. Sie wurden von einem berühmten Künstler geschaffen, dem Öhringer Bildhauer Joh. Bapt. Lauggas. Er hat das Epitaph des Urban Immanuel Keller (Nr. 44) bezeichnet: „Lauggas Oringens. invenit & sculp.“; das Epitaph des Tobias Koestlin (Nr. 41) kann ihm mit Sicherheit zugeschrieben werden. Auch das Epitaph südlich außen an der Sakristei für Angehörige der Familie Koch (Nr. 36) steht ihm nahe und mutet als Werkstattarbeit an.

Um sowohl einen räumlichen als auch zeitlichen Überblick zu ermöglichen, werden die Grabsteine und Grabmale hier nach dem Ort der Aufstellung verzeichnet, wobei jedoch ihre Nummer auf die Reihenfolge der Entstehung weist. Dieser Nummer wird diejenige in Klammern beigesetzt, welche die Steine im Verzeichnis von 1959 hatten. Ferner wird die Nummer angegeben, unter der sie Bertsch führt, der 1834 die Inschriften aufschrieb und veröffentlichte²⁷⁾. 1908/09 traten jedoch weitere Grabsteine zutage. Es sind die, von denen Bertsch S. 39 schreibt: „Solche Grabsteine, wie Nr. 37 und 38 (unsere Nummern 11 und 13), sind in der Kirche noch mehrere vorhanden, zum Theil jedoch mit Kirchenstühlen bedeckt, oder mit Schriftzeichen, die durchaus unleserlich geworden sind.“ 1978/79 wurden die zerschlagenen ältesten Steine Nr. 1 und 2 geborgen. Andererseits sind seit 1834 einige in Abgang gekommen, die am Schluß zusammengestellt werden.

Nördliches Seitenschiff, Westwand:

5. (3.) Nicht benennbar, keine Umschrift, Priesterwappen. Bertsch –.

Nördliches Seitenschiff, Nordwand:

a) In der Oberwand:

29. (28.) Martin Steckenrieth, Obristwachtmeister zu Pferd (gest. 1. 6. 1638) und Frau Barbara (gest. 2. 1. 1641). Frühbarockaufbau, im Ornamentalen teilweise mit weichem Schweif- und Knorpelwerk. Im Feld Gekreuzigter mit zwei anbetenden Männern und Frauen. Seitlich über Maskenkonsolen zwei allegorische Frauengestalten (rechts Glaube). Unten gute Hängetuchmaske, im Aufsatz Vollwappen und Totenkopf. Um 1640/50. Bertsch Nr. 36. Über Martin Steckenrieth vgl. G. Abfahl im Heimatbuch „Brackenheim“, S. 276.

44. (44.) Urban Immanuel Keller, Oberamtmann (gest. 26. 4. 1766). Zwei Rocaille-Schriftkartuschen mit Justitia und Doppelwappenaufsatz. Inschrift bezeichnend für die Gefühligkeit des Sturm und Drang. Er verlosch „als ein Licht, das sich in dem Dienst seines Neben Menschen freudig verzehrt und als ein Pelikan, dessen Sorge für die Seinen nicht eher starb als er selbst“ (dementsprechend Sinnbilder einer Kerze und eines Pelikans). Bezeichnet von Hofbildhauer Joh. Bapt. Lauggas, Öhringen. Bertsch Nr. 2.

41. (42) Tobias Koestlin, herzogl. württ. Rat und Keller (gest. 3. 7. 1761). Relief der Jakobsleiter, seitlich zwei allegorische Frauengestalten, Doppelwappenkartusche, Totenkopf; unten Schriftkartusche (stark pietistisch gefärbte Inschrift). Errichtet von der „getreuen Eheconsortin Sophia Friedrike Koestlin geb. Spittler“. Joh. Bapt. Lauggas zuzuschreiben. Bertsch Nr. 10.

26. (24.) Wendel Mew d. Ä. (gest. 10. 2. 1630) und Agnes geb. Schäf (gest. 27. 8. 1631), sowie Wendel Mew d. J. (gest. 9. 6. 1638) und Christina geb. Ramberger (gest.



Johanniskirche. Steinepitaph für Urban Immanuel Keller. Um 1766 von J. B. Lauggas.

Foto: Dürr

31. 1. 1635). Dreigeschossiger Frühbarockaufbau unter Verwendung von Schweif- und Knorpelwerk im Ornamentalen, mit den ausgezeichneten Bildnisbüsten der beiden älteren Verstorbenen, seitlich zwei biblischen Männergestalten (rechts Paulus) und Christus als Salvator im Aufsatz mit den Wappenschilden. Bertsch Nr. 34.

b) Unten:

6. (4.) Augustin Leinstock ? (gest. 14 . . .). Umschrift größtenteils zerstört. Eingeritzter Kelch unter Bogen. Bertsch –.
7. (5.) Dominus Johannes . . . (gest. 1467). Umschrift größtenteils zerstört. Eingeritzter Kelch. Bertsch –.
8. (6.) Elisabeth von Helmstatt geb. von Vellberg (gest. 1496). Umschrift teilweise zerstört. Bertsch –.
4. (2.) Berthold Aidlinger (Nidlinger ?), Frühmesser an St. Jakob (gest. 1446). Inschrift beschädigt. Eingeritzter Kelch. Bertsch –.
9. (7.) Jodocus Byhinger (gest. 1487). Umschrift größtenteils zerstört. Eingeritzter Kelch. Bertsch –.
10. (8.) Simon Löhlin, Frühmesser an St. Jakob (gest. 1496). Umschrift. Eingeritzter Kelch. Bertsch –.
11. (9.) M. Johannes Haan, Baccalaureus sanctae theologiae formatus (1479 Syndicus der Universität Tübingen, 1484 Dekan der Artistenfakultät, 1487 Pleban in Brackenheim, gest. 1508). Umschrift teilweise zerstört. Eingeritzter Kelch in Schild. Bertsch Nr. 37.
12. (10.) Nicht benennbarer Priester (gest. 1513). Keine Umschrift. Eingeritzter Kelch in Schild. Bertsch –.
13. (11.) M. Emerich Emhart (gest. 24. 7. 1525). Umschrift verdorben. Bertsch –.
14. (12.) Dr. Johannes Emhart (gest. 1531). Priesterwappen und Spruchbänder, Stabwerkkumrahmung und Kreuz. Bertsch Nr. 38.
15. (13.) Konrad Dreher, geschrieben „Derer“ (gest. 1547), Pfarrer. Wappenschild, Dekelpokal zwischen C-T. Bertsch –.
16. (14.) Linhart Weller, Pfarrer (gest. 31. 3. 1562). Um- und Inschrift. Wappenschild. Bertsch –.

Nördliches Seitenschiff, Ostwand:

Die beiden folgenden Steine wurde 1976 aus dem südlichen Dachsims geborgen, Nr. 1 in vier, Nr. 2 in fünf Stücken. Umschriften sind keine vorhanden; sie dürften abgehauen worden sein.

1. (0) Im Feld eingeritztes Doppelkreuz, d. h. Kreuz mit Querbalken unten und oben, bei liegender Anbringung links und rechts, woraus auf zwei Bestattungen geschlossen werden könnte. Im Feld links eingeritzter Spaten als Zeichen des Todes (vgl. Tympanon der Weinsberger Kirche, wo der Spaten der Lilie als Zeichen der Auferstehung und des Lebens entgegengesetzt wird). 1. Hälfte 14. Jahrhundert.
2. (0) Im Feld eingeritzt Spaten, der hier mehr einer Schäferschippe gleicht. 1. Hälfte 14. Jahrhundert.

Südliches Seitenschiff, Südwand (von Osten nach Westen):

27. (25.) Benigna Schaffalitzky von Muckadell, geb. von Griesheim (gest. 19. 2. 1633). Zwei Vollwappen unter Schriftkartusche, Umschrift; unten Stabwerkschrifttafel. Bertsch –.
30. (27.) Bernhard Schaffalitzky von Muckadell auf Freudental (gest. 21. 10. 1641 in Paris, am 7. 10. 1661 nach Überführung von Straßburg hier beigesetzt), Generalmajor und Obrist. Engelskopf-Schriftkartusche unter zwei Vollwappen mit Engeln als Wappenhal-

- ter, darüber Schriftkartusche. Am Rand Ahnenwappenmedaillons und Arabeske. Von derselben Hand wie Nr. 32 und 33. Bertsch Nr. 25. Über Bernhard Schaffalitzky vgl. G. Abfahl im Heimatbuch „Brackenheim“, S. 205, 248, 468.
25. (23.) Sebastian Schaffalitzky von Muckadell (gest. 23. 11. 1624), Obervogt. Vollwappenkartusche in vier Ahnenwappenschilden unter Engelskopf und über Stundenglas mit Totengebein. Schriftkartusche, Umschrift. Bertsch –.
28. (26.) Polykarp Zimmermann, kaiserlicher Obrist (gest. 7. 5. 1635 „nach einem empfangenen Stich“). Inschrift. Bertsch –.
32. (30.) Margaretha Elisabetha Schaffalitzky von Muckadell auf Freudental, geb. von Witzleben (gest. 18. 10. 1661). Zwei Schrifttafeln mit Doppelwappen, von Engeln gehalten. Längs des Randes Arabeske und acht Ahnenwappen. Bertsch Nr. 27.
35. (35.) Bernhard Schaffalitzky von Muckadell (gest. 29. 4. 1710), Darmstädter Geheimer Rat und Oberstallmeister, mit Kindern Wilhelm (gest. 1706) und Luise Charlotte (gest. 1708). Umschrift, Inschrift, Vollwappen. Bertsch S. 39 (ohne Nr.).
39. (40.) Karl Leopold von Franken (gest. 9. 5. 1759), herzogl. württ. Obristwachtmeister und Kommandant in Tübingen. Inschrift. Bertsch Nr. 31.
45. (46.) Johanna Dorothea von Franken, geb. von Massenbach (gest. 6. 6. 1772), Witwe von Karl Leopold. Inschrift. Gesetzt von Juliana Dorothea von Massenbach 1772. Bertsch Nr. 32.
46. (47.) Sophie Luise von Grävenitz, geb. von Windessen (gest. 9. 4. 1779), Gemahlin von Friedrich Wilhelm von Grävenitz, hier neben 4 Söhnen und 2 Töchtern begraben. Inschrift. Bertsch Nr. 24.

Südliches Seitenschiff, Westwand:

40. (41.) Friedrich Wilhelm von Graevenitz (gest. 11. 6. 1760), Oberhofmarschall und Obervogt. Inschrift. Bertsch Nr. 23.
18. (16.) Jörg Merckle (gest. 3. 3. 1577), Schulmeister, Umschrift, Inschrift mit Wappenschild. Bertsch Nr. 33.

Mittelschiff, Westwand:

3. (1.) Nicht benennbarer Frühmesser in Brackenheim, vielleicht Matthias Hertwig oder Hartung (gest. 1433). Umschrift teilweise zerstört, Priesterwappenschild. Bertsch –.

Chor, innen:

21. (19.) Ernst Schaffalitzky von Muckadell (gest. 21. ?12. 1590). Vollwappen, vier Ahnenwappenschilder, Umschrift. Bertsch Nr. 28.
22. (20.) Ulrich Schaffalitzky von Muckadell (gest. 2. 4. 1598), Vollwappen mit Wahlspruch, vier Ahnenwappenschilder, Schriftkartusche, Umschrift. Bertsch Nr. 29.
31. (29.) Margareta Elisabetha Schaffalitzky von Muckadell (gest. 31. 1. 1646 zu Straßburg 9 Jahre alt, wie Nr. 27 am 7. 10. 1661 nach Überführung hier beigesetzt). Umschrift mit Wappenmedaillons, Schriftkartuschen, Vollwappen, von Engeln gehalten. Bertsch Nr. 22.
34. (34.) Anton Schaffalitzky von Muckadell (gest. 19. 2. 1706). Wappenschild, Umschrift. Linke untere Ecke abgebrochen. Bertsch Nr. 26.

Nordseite, außen:

23. (21.) Georg Andreas Machtolff (gest. 22. 5. 1604) und Georg Andreas Machtolff (gest. 18. 10. 1614). Reich ornamentierter Spätrenaissanceaufbau mit den vor dem Gekreuzigten anbetenden Kindern in zeitgenössischer Tracht, ferner den Figuren von Glaube,



Johanniskirche. Steinepitaph für zwei Kinder namens Georg Andreas Machtloff. Um 1614, vielleicht von Melchior Schmid.

Foto: Dürr

Liebe und Hoffnung. Bildhauer Melchior Schmid aus Heilbronn zuzuschreiben. Bertsch Nr. 14.

Westseite, außen (Vorhalle):

37. (38.) Wilhelmine Elisabeth Rösler (gest. 13. 3. 1751). Inschrift mit Totengebein und Engelskopf. Gerühmt wird, daß sie „als Kind von 7 Jahren gut (im) lesen, schreiben gewesen, auch im auswendigen vortrefflich erwiesen“. Bertsch Nr. 9.

19. (17.) Johann Haug d. J. (gest. 16. 2. 1585, des Rats 10 Jahre, des Gerichts 8 Jahre, im Landschaftsausschuß 5 Jahre). Schrifttafel über Totengebein und runde Kartusche mit Vollwappen zwischen ornamentierten Pilastern, deren linker ein Schild mit Beil trägt; abschließend Dreiecksgiebel über Gesims mit Inschrift. Bertsch Nr. 1. Oben Steinmetzzeichen Nr. 6.

20. (18.) Dietrich von Lomersheim (gest. 5. 3. 1587), Obervogt. Umschrift, zwei Vollwappen, vier Ahnenwappenschilde. Bertsch –.

Südseite, außen (von Westen nach Osten):

43. (45.) Georg Friedrich Henis (gest. 12. 3. 1764) und Maria Elisabeth, geb. Hutzel (gest. 6. 10. 1767). Inschrift mit drei Rosen und zwei Tulpen. Bertsch Nr. 11.

24. (22.) Stephan Schmidt (Todesdatum nicht ausgefüllt, gest. 10. 4. 1623), „weilant löblicher Landschafft in die 33 Jahr des kleinen Usschutzes und Burgenmaister alhie“, sowie Katharina geb. Jegler (gest. 15. 4. 1622). Zwischen kannelierten Pilastern mit Engelsköpfen Inschrift und Doppelwappenkartusche in Rundbogenblende unter Schrifttafel; geschweifeter Aufsatz mit Löwenmaske. Bezeichnet 1622. Gute Arbeit. Bertsch Nr. 4. Für dieses Ehepaar war auch ein hölzernes Epitaph vorhanden.

33. (31.) M. Tobias Cannstetter (gest. 1668), Superintendent. Dreigeschossiger Aufbau mit geschuppten Pilastern und Muschelabschluß, Vollwappen, Inschrift. Bezeichnet 1668. Bertsch Nr. 5.

36. (37.) Lukas Samuel, Dietrich Christoph, Marie Luise und Luise Margaretha Koch, gesetzt 1742 von Christoph Koch, herzoglich württ. Expeditionsrat und Vogt nebst Frau Dorothea geb. Cuhorst. Über drei Laubwerkkartuschen mit Engelsköpfen gleiche Schriftkartusche zwischen Engelkindern mit Totenkopf und Stundenglas sowie gekröntem Doppelwappen. Joh. Bapt. Lauggas zuzuschreiben. Stark verwittert. Bertsch Nr. 6.

48. (49.) Johanna Louise Friederike Katharina Firnhaber (gest. 18. 11. 1826). Inschrift charakteristisch für die Zeit der Romantik. Erhaben gemeißeltes Kreuz, darüber Kreisöffnung. Bertsch Nr. 21.

Ostseite, außen (von Süden nach Norden):

17. (15.) Martin Berwart (gest. 14. 11. 1564). Der „kunstrych Mayster hat gemacht in diser Stat den firstlichen Schloßbau ganz guot mit einem Keler wol gemuot“. Umschrift, Vollwappen mit Meisterzeichen Nr. 8 zwischen Engelsköpfen und Voluten mit Engeln. Darunter Inschrift, über dieser Zeichen des ausführenden Steinmetzen Nr. 7. Bertsch Nr. 12.

38. (39.) Joseph Jenisch (gest. 1753), Bürgermeister und Spitalpfleger, Richter und Handelsmann, sowie Clara Anna geb. Fleischmann (gest. 4. 5. 1749). Gehauen 1719 (!). Doppelte Umschrift und Vollwappen über Inschrift. Bertsch Nr. 13.

Im Friedhof:

42. (43.) Sophia Justina Sarwey geb. Seefried (gest. 12. 11. 1764), gesetzt von Gottlieb Andreas Sarwey als „schmerzliches Denkmal der Liebe und Treue“. Bertsch Nr. 15. In der nordwestlichen Friedhofsmauer.

47. (48.) Joh. Friedrich Goehring (gest. 14. 10. 1796), Kaufmann, und Frau Magdalena Jul. geb. Brech (gest. 28. 9. 1825). Säule, 1959 noch mit Vase. Bertsch Nr. 20. Nördlich der Kirche.
49. (50.) Paul Vogel (29. 5. 1860), Stadtschultheiß und Landtagsabgeordneter. Obelisk im nördlichen Friedhof.
50. (0) Thomas Moosbrugger (gest. 15. 6. 1886), Oberamtsbaumeister. Pyramide, Inschrift mit Doppelwappen im Aufsatz. Im nördlichen Friedhof.
51. (0) Grabmal der Eltern von Henry Miller (-Kreiser), sowie weiterer Familienangehöriger, gesetzt von diesem 1876 und gearbeitet von Bildhauer Kleesattel, Stuttgart. Henry Miller wird auf dem Grabmal wegen einer großen Stiftung als „Wohltäter der Stadt“ angesprochen.

Nicht erhaltene, nachweisbare Steine:

- a) Grabplatte mit eingeritztem großem Lilienkreuz. Nach der Oberamtsbeschreibung S. 167 an der Toröffnung. Wahrscheinlich davon das heute innen neben dem Westeingang aufgestellte Bruchstück. Dann jedoch keine Grab-, sondern vielleicht eine ehemalige Gruftplatte. 14./15. Jahrhundert.
- b) Grabstein mit Inschrift *hermannus huius oppidi liutardus*. Anfang 16. Jahrhundert. Oberamtsbeschreibung S. 165.
- c) Heinrich Eibensbach (gest. 1524). Bertsch Nr. 3.
- d) Nicht benennbar, mit Schriftresten. 17. Jahrhundert? Bertsch Nr. 30.
- e) Nr. 32 des Verzeichnisses von 1959, seitdem abgegangen. Georg Hiller, Metzger (gest. 18. 4. 1678) und Frau Anna Barbara (gest. 14. 4. 1678). Bertsch Nr. 16.
- f) Nr. 35 (fälschlich statt 36) des Verzeichnisses von 1959. M. Georg Balthasar Raith (gest. 28. 1. 1723), Spezial, nebst Frau und 5 Kindern. Bertsch Nr. 8.
- g) Andreas Kreiser, Kasten- und Heiligenpfleger, und Frau Agnes geb. Wurmser, 1731. Bertsch Nr. 17.
- h) David Christoph Seybold (gest. 29. 4. 1775), Stadt- und Amtsschreiber. Bertsch Nr. 7 und 18.
- i) Karl Ludwig Röslin (gest. 24. 4. 1829), württ. Oberjustizrat. Bertsch Nr. 19.
Siehe auch den unbenennbaren Stein von 1568 bei Bertsch, S. 39.

Ferner bemerkt Bertsch auf S. 40 Bruchstücke von hölzernen Epitaphien auf dem Dachboden der Kirche, nämlich für Stefan Schmid und Frau (siehe oben) und Frau Margaretha Steinmetz geb. Moser, Frau des Untervogtes Adam Steinmetz (1599–1608). Im Zaberboten vom 2. 10. 1903 hören wir von drei weiteren, in Tempera auf Holz gemalten Epitaphbildern (Kreuzigung, Auferstehung, Steinigung Stephani). Nach der Leichenpredigt für Bürgermeister Daniel Waydenlich (gest. 25. 3. 1609), von M. Erhard Weinmann 1609 in Tübingen herausgegeben, befand sich dessen mit Bildern versehenes Epitaph im Chor der Johanniskirche (Mitteilung G. Abfahl).

Anmerkungen

- 1 Die vorliegende Abhandlung ist eine völlige Überarbeitung der Monographie, die 1959 in Heft 2 und 3 der Zeitschrift des Zabergäuvvereins erschien und auch als selbständige Veröffentlichung im Verlag G. Kohl, Brackenheim, 1959 herauskam. Anlaß der Überarbeitung waren die Restaurierungen der Kirche in den Jahren 1974/75 und 1978/79. Die ev. Kirchengemeinde zeigte sich für den Gedanken einer Neufassung aufgeschlossen; der Verfasser erfuhr durch Dekan Büttner jede erdenkliche Förderung. Er darf ferner wiederum Studiendirektor i. R. Dr. G. Abfahl für mannigfachen Beistand danken. Architekt J. Wetzel, Planer und Leiter jener Restaurierungen, gab wertvolle Hinweise auf baugeschichtlich wichtige Aufschlüsse. Bezüglich der Reliefs rätselhaften Inhalts kam es zu einer erhellenden Aussprache mit Dr. med. J. Weitzsäcker.
- 2 Vgl. dazu G. Abfahl im Abschnitt „Kirchen“, S. 190 ff., des Heimatbuches „Brackenheim“, 1980. Sein zur Einweihung der Johanniskirche am 13. 4. 1980 gehaltener Vortrag wurde veröffentlicht im Amts- und Mitteilungsblatt der Stadt Brackenheim vom 18. 4. 1980. Vgl. auch Anmerkung 2 der Auflage von 1959.
- 3 Klunzinger, Karl, Geschichte des Zabergäus, Stuttgart 1844, II, S. 34.
- 4 Gute Aufschlüsse hierüber gibt ein Grundriß der Zeit um 1900 im Planarchiv des Landesdenkmalamtes Stuttgart.
- 5 Sommer, R., Prof. Dr., Zur Wiederherstellung der Johanniskirche in Brackenheim, Zaberbote vom 30. 8. 1903. – Derselbe, Geschichte einer bürgerlichen Familie vom 14. bis 20. Jahrhundert, in: Familienforschung und Vererbungslehre, Sonderdruck im Archiv der ev. Kirchenpflege Brackenheim.
- 6 Hansen, Niels, Ein Tropfen Türkenblut in Goethes Adern. Literatur- und Unterhaltungsblatt der Kölnischen Zeitung, Nr. 526 vom 4. 8. 1927. Dies unter Berufung auf Knetsch, Goethes Ahnen, und Prof. Dr. Sommer. Vgl. auch Bonhöffer, E., Goethes Abstammung und ihre Wurzeln in Württemberg, in: Besondere Beilage des Stuttgarter NS-Kuriers vom 29. 6. 1935, Nr. 3. Ferner: Sommer, Professor Dr., Ursprung und Wappen der Soldanfamilie, Zaberbote vom 7. und 11. 11. 1903. Alles im Archiv der ev. Kirchenpflege.
- 7 Siehe Anmerkung 11.
- 8 Vischer, E., Hans Spryß von Zaberfeld, Vierteljahreshefte des Zabergäuvvereins III und IV, 1911.
- 9 Schahl, A., Die Herkunft der spätgotischen Staffelhalle in Württemberg, in: Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens, 1952, S. 90–97.
- 10 Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 284, GV Brackenheim, Bü 139 (1712/15); A 288, Bü 1191 (1712/15), 1194 (1765), 1195 (1772), ferner Bü 1211 (1781), 1214 (1782), 1216 (1772), 1220 (1788), 1224 (1794).
- 11 Archiv der ev. Kirchenpflege Brackenheim, Büschel „Akten betr. Wiederherstellung der Johanniskirche in den Jahren 1908 und 1909“ im Bund „Rechnungen 1908–1913“. Ferner das Konvolut Nr. 568 und die Protokolle des Kirchengemeinderats.
- 12 Die Frage, ob die Wiederherstellung des Langhauses basilikal, wie ursprünglich, oder pseudo-basilikal, wie überkommen, erfolgen sollte, bewegte auch damals die Gemüter. Prof. Gradmann war für Wiederherstellung des basilikalen Zustandes; auch Architekt Retter war für eine solche. Prof. Fischer entschied sich nur nach „großem Kampf“ für die gewünschte Belassung der Tonnen. Diese wurde von Dekan Pezold damit begründet, „daß diese Holztonnengewölbe auch ein Stück Zabergäuer Zimmerkunst seien, auch daß für die Ausgestaltung des Inneren zu einer dreischiffig romanischen Basilika mit überhöhtem, fenstertragendem Mittelschiff der Charakter des Inneren und des Äußeren der Kirche absolut nicht mehr übereinstimme . . .“
- 13 Ev. Kirchenpflege Brackenheim, Rechnungen 1974/75 und 1978/79. Auch die Verhandlungsbücher des Kirchengemeinderats.
- 14 Nach den Unterlagen im Archiv der ev. Kirchengemeinde Brackenheim waren Dekan Pezold und Pfarrer K. Schlenker zunächst der Meinung, es handle sich bei dem Tympanon um eine Darstellung des Todes Johannis d. T.; die im Westen angebrachte Figur erfuhr verschiedene, nicht mögliche Deutungen. Bei einem Brackeneimer Besuch mit Prof. Fiechter lehnte Prof. Goeßler am 7. 7. 1925 diese Versuche ab und äußerte die Meinung, das Tympanon stamme „aus heidnischer Zeit“, die Figur im Westen sei eine „romanische Teufelsfratze“. Bei dieser Begehung hatte Stadtarzt Dr. Oechelhäuser ohne Widerspruch Goeßlers das Tympanon als „Libation einer Familie am Grabe eines verstorbenen Angehörigen“ bezeichnet. Am 3. 8. 1925 deutete Oberregierungsrat a. D. Gärtner den Kranz im Tympanon auf die Sonne, der am Grab eines Familienangehörigen eine Libation dargebracht werde. Dann erschien Goeßlers Aufsatz

- „Zur Deutung eines Steinbildwerks in Brackenheim“ in der 15. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, 1925. Danach war der rechts im Tympanon Stehende Michael/Wodan und zwar als Seelenführer zur lichten Sonne. G. A. Kolb sprach in den Württ. Vierteljahresheften für Landesgeschichte, XII, 1903, S. 62 ff. die Figur im Westen als Freyr an (vgl. auch Lörcher, Fr., Burg und Hof Magenheim, Vierteljahreshefte des Zabergäuvereins, 1909, II und III, S. 19).
- 15 Schahl, Adolf, Vorchristliche Bildwerke an St. Johannes?, in: Zeitschrift des Zabergäuvereins, 1961, Nr. 1.
 - 16 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VI, 375 ff. Der Minnetrunk wird hier zunächst als „Scheide- und Abschiedstrunk für Tote“, dann auch als Weihetrunk an die Götter und alles in allem als „fromme Trinksitte von Libationscharakter“ bezeichnet. Vgl. auch VI, 241 f. und IV, 745 ff.
 - 17 Hier seien die Arbeiten von Dr. med. Joachim Weitzsäcker, die dem Tympanon, der Archivolte und der Figur im Westen gelten und nach der Herkunft der Motive dieser Reliefs fragen, in zeitlicher Reihenfolge zusammengestellt:
Das romanische Rundbogenfeld von St. Johannis zu Brackenheim, Bietigheimer Tagblatt, 4. 3. 1964.
Rätselvolle Johanniskirche in Brackenheim, Zaber-Neckarpost, 11. 4. 1964.
Das romanische Rundbogenfeld der Taufkirche St. Johannis zu Brackenheim. Schwaben und Franken, 11. Jg., Nr. 2, 13. 2. 1965.
Über das Westportal der St.-Johanniskirche zu Brackenheim (mit Bezug auf die Figur im Westen), ebenda, 14. Jg., Nr. 4, 8. 4. 1967.
Zusammenfassend behandelt wurden die Reliefs im Faltblatt „Altertümliche Steinbilder an der St.-Johannis-Kirche zu Brackenheim“. In Beziehung zu den behandelten Themen steht auch das Heft „Geheimnisvolles Maulbronn“, in dem das Kalenderportal behandelt wird.
 - 18 Die Apostel und Propheten in der Brackheimer Johanniskirche. Nach Aufzeichnungen des Dekans Pezold beschrieben vom Herausgeber (K. Schlenker), Zeitschrift des Zabergäuvereins 3/1934 und 1/1935.
 - 19 Wernicke, Ernst, Die bildliche Darstellung des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der deutschen Kunst des Mittelalters, in: Christliches Kunstblatt 1887, 102 ff., 123 ff., 135 ff., 155 ff., 171 ff.; 1888, 10 ff.; 1889, 42 ff., 59 ff.; 1893, 20 ff., 41 ff., 72 ff.
 - 20 Stange, Alfred, Deutsche Malerei der Gotik, Südwestdeutschland in der Zeit um 1400 bis 1450. München 1951, S. 68 ff., Taf. 99.
 - 21 Im Altar befinden sich drei Urkunden, zwei vom 6. 4. 1834 in Deutsch und Latein auf die Erneuerung dieses Jahres und eine auf die Erneuerung 1908.
 - 22 Brackenheim, Heimatbuch der Stadt Brackenheim und ihrer Stadtteile, Brackenheim 1980, S. 351.
 - 23 Deutscher Glockenatlas, Württemberg und Hohenzollern, bearbeitet von Sigrid Thurm, München-Berlin 1959, Nr. 802.
 - 24 Vgl. Anmerkung 11.
 - 25 Klunzinger, a. a. O., S. 40 (Anm. 3).
 - 26 Bericht von Pfarrer K. Schlenker mit beigegebenem Plan über die Öffnung vom 13. 4. 1908. Bericht über dieselbe Öffnung mit Zeichnung. Vgl. auch den Brief des Genannten vom 25. 2. 1911. Ferner die Tagesrapporte vom 13. 4., 22. 4. und 4. 5. 1908. Alles im Archiv der ev. Kirchenpflege.
 - 27 Bertsch, Georg Christoph, Die Grabinschriften auf dem Kirchhof zu Brackenheim, 1834. – Klunzinger, a. a. O., S. 52 f. – Die Grabinschriften auf dem Kirchhof zu Brackenheim nach dem Stand im Jahre 1834. Mitteilungen des Zabergäuvereins, II, 1901, Blatt 9.

Tabelle der Steinmetzzeichen

1. Chor, frühgotisch



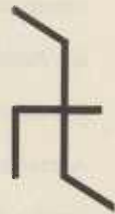
2. Chor, frühgotisch



3. Chor, frühgotisch



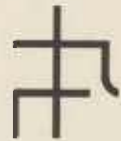
4. Langhaus, östliches Südfenster
Spätgotisch (Hans Spryß)



5. Langhaus, unter der Nische des 1. Pfeilers
der Südarkade (von Osten)
Spätgotisch (oben vollständig?)



6. Grabmal Nr. 19, 1585



7. Grabmal Nr. 17, 1564



8. Meisterzeichen des Martin Berwart
an Grabmal Nr. 17



Inhaltsverzeichnis

Die kirchengeschichtlichen Voraussetzungen	1
Die Lage der Kirche	2
Baubeschreibung	
Außen	4
Innen	6
Baugeschichtliche Zusammenfassung	12
Chronik der Restaurierungen 1974/75, 1978/79	15
Rätselhafte Bildwerke	17
Die Wandgemälde	21
Glasgemälde	28
Die Ausstattung	28
Die Johanniskirche als Grablege	30
Anmerkungen	41
Tabelle der Steinmetzzeichen	43

Titelbild: Johanniskirche
Turm, Langhaus und Sakristei von Nordosten
Foto: Dürr, Güglingen

Herausgeber: Zabergäuverein
Sitz: 7129 Güglingen
Schriftleitung: Dr. W. Angerbauer
Jahresbeitrag: 20,- DM
Girokonto: 005 781 599 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung:
Georg Kohl GmbH + Co
Druckerei und Verlag
7129 Brackenheim